



UM 9 UHR MORGENS ist Halle 14 auf dem Hannover Messegelände voll. Auf dem Programm des Deutschen Evangelischen Kirchentags steht zu dieser Stunde in dreiundzwanzig Hallen und Kirchenräumen *Bibelarbeit*. Hier in der «Halle der Musik» hat sie mit zwei «Melodien» zu tun. Professor *Walter J. Hollenweger* aus Birmingham läßt zunächst eine moderne Fassung von Psalm 21 vorsingen und schlüsselt sie auf in eine «Melodie der Weißen» und eine «Melodie der Schwarzen». Wir, die Weißen, sagen zu den Schwarzen: «Ihr müßt euch ausbilden, Ihr müßt lernen, damit ihr so klug werdet wie wir, damit ihr so christlich werdet wie wir.» Die Schwarzen sagen: «Wir wollen lernen. Aber nicht alles, was ihr macht, ist gut. Vieles ist schlecht.»

Die weiße Melodie preist Medizin an, aber die Schwarzen finden sie nicht gut: Sie ist teuer. Sie ist nur für die Reichen. Sie verachtet den Menschen: «Ihr redet nicht mit den Kranken. Ihr trennt die Kranken von ihren Freunden, ihren Kindern, ihren Eltern.» Und die Schwarzen sagen: «Wir beten mit den Kranken. Wir nehmen sie mit in die Kirche. Die Kranken sind gegenwärtig, wenn wir den Psalm beten: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen ...?»» Die weiße Melodie sagt: «Das Beten mit den Kranken ist überholt, ist Aberglaube.» Und sie empfiehlt Technik: Straßen, Automobile, Fabriken, Wohlstand. Die Schwarzen sagen: «Eure Technik ist nicht gut. Sie zerstört das Land. Sie zerstört die Seelen der Menschen. Sie verherrlicht die Macht und verachtet das Herz. Schließlich rät die weiße Melodie zur Theologie: «Ihr müßt Theologie lernen, damit ihr die Bibel versteht, damit ihr gute Christen werdet.» Die Schwarzen erklären sich bereit, aber sie fügen hinzu: «Bei eurer Theologie wird uns Angst. Das Herz kommt nicht mit. Die Füße kommen nicht mit. Es gibt Kopfweh.» Und die schwarze Melodie meint: «Wir wollen eine andere Theologie, eine Theologie, bei der man singen, beten, tanzen und denken kann. Eine Theologie, bei der man nicht nur über Gott, sondern mit Gott redet.» «Aha», sagen da die Weißen, «ihr wollt eine schwarze Theologie, eine Theologie der Schwarzen.»

Hannover – Messehalle 14

An der kahlen Hallenwand ist eine Grafik zu sehen. Im Vordergrund links unten ein Schwarzer und ein Weißer. Der Weiße redet. Der Schwarze hört zu. «So ist das. So ist das eben – *bis heute*», hat Hollenweger zu Beginn erklärt. Jetzt zeigt er in die Bildecke links oben, man sieht Häuser für die Weißen und Hütten für die Schwarzen: «*Bisher* habt ihr es so gemacht», sagen die Schwarzen, «eine Theologie für die Schwarzen und eine Theologie für die Weißen, Gesetze für die Schwarzen und Gesetze für die Weißen, Häuser für ...»

Jetzt aber «reden die geplagten Frauen, reden die gejagten Männer». Sie reden ungefragt. Und so reden auch «die verstummten Mütter, die verdummten Kinder, die verlachten Kaffern und die erwachten Völker: ungefragt». Sie schreien, «wie das Judenvolk im ägyptischen Sklavenhaus», sie singen: «Stell die Füße auf das eigene Land, / hebt das schwarze Gesicht in den Tag / ja, wir ergreifen die Würde des Menschen ...»

Schwarze Theologie für schwarze Revolution? Viele deutsche Besucher, erzählt Hollenweger, kämen nach Birmingham und fragten dort seine schwarzen Studenten: «Heda, wann macht ihr eine Revolution in Südafrika?» - Die Antwort eines aus Südafrika stammenden Zulu, derzeit Doktorand: «Die Revolution löst keine Probleme.» Und er nennt zwei Gründe: erstens, die andern hätten die Übermacht; zweitens, die Revolution zerstöre das, was gut ist im Menschen: «Nach der Revolution wird weiter getötet. Schwarze gegen Schwarze.» Und die Alternative? Der Zulu: «Es bleibt uns nichts anderes übrig als – Versöhnung.»

Unverhofft, quer zur Erwartung, vielleicht sogar etwas zu früh fällt dieses Wort, ein Schlüsselwort. Die weiße Melodie setzt den Hinweis auf die unvollkommene, die böse

KIRCHENTAG

Bibelarbeit mit Tausenden: In 23 Räumen beginnen 60000 den Tag mit Bibelstudium - *Walter J. Hollenweger* in der «Halle der Musik» - Das gesprochene Wort musikalisch valorisiert - Schwarze und weiße Melodie: ein paradigmatischer Konflikt - Schlüsselwort Versöhnung - Früher geschlagene Wunden heilen - Kunst der Gewaltlosigkeit aus ernsthafter Einübung.

Ludwig Kaufmann

ZEUGNIS

Widerstehen zur rechten Zeit: Beschämende Erinnerung an Jugendzeit im Dritten Reich - «Ich habe nicht widerstanden» - Unwissenheit aus Gleichgültigkeit - Nicht-Wissen-Wollen aus Angst - Aufnahme von Feindbildern ohne es zu merken - Wo liegt die Vergleichbarkeit in der heutigen Situation? - Der Terror von heute heißt Bombe - Wissen erwerben über die militärischen Realitäten ist anstrengend - Informationsmöglichkeiten wahrnehmen - Unser Wissen muß unsere Gefühle erreichen - So leben als wenn auch heute David siegen würde und nicht Goliath.

Vilma Sturm, Köln

ÖSTERREICH

Katholische Gewissensforschung 1683/1983: Im Vorfeld des Katholikentages und im Türkenjahr - Aufforderung zu einer kollektiven und geschichtlichen Gewissensprüfung - Notwendige Hilfe durch die Humanwissenschaften - Mangelnde Strukturanalyse im üblichen kirchlichen Schuldeingeständnis - *Fallstudie I: Der Türken-sieg 1683* - Revision der Triumphklischees und Feindbildprojektionen - Was in den Schulbüchern nicht zu lesen ist - Folgen gegenreformatorischer Zwangspolitik - *Fallstudie II: Wiener Katholikentag 1933* - Katholisch-großdeutsche Begeisterung - Autoritarismus und militärische Deformation des Kirchenbildes - Ausfall einer Grundlagenkritik am Dritten Reich - *Aktuelle Folgerungen:* Ökumene - Volksgruppen - Ausländer - Politischer Pluralismus.

Heinrich Lutz, Wien

POLITIK

Frankreichs Grüne: Interview mit *Brice Lalonde* über Ökologie und Politik - Ringen um eine nachindustrielle Gesellschaft - Suche nach post-materialistischen Wertvorstellungen - Neue Moral und Logik der Politik - Ist die ökologische Bewegung marginal? - Sind ihre Optionen politikfähig? - Fünf Themenbereiche im Wahlkampf 1981: Leben schützen; Einsamkeit brechen; Ökonomie domestizieren; Demokratie erneuern; Internationale Beziehungen pflegen - Aktuelle Besorgnisse angesichts von Überbevölkerung und atomarer Gefahr - Gestörtes Verhältnis zur Sozialistischen Regierung.

Interview: Micheline Mazeau, Paris

Welt dagegen: «Darum brauchen wir Waffen. Wir brauchen mehr Waffen als die andern. Stärkere Waffen, schrecklichere Waffen, giftigere Waffen. Immer mehr Waffen. Um den Frieden zu sichern.»

Die schwarze Melodie führt die Bibel ins Feld. Sie kommentiert Aussagen aus dem 8. Kapitel des Römerbriefs (der für heute auf dem Kirchentag offiziell vorgesehene Text): Es sind Aussagen über das Gesetz: «Dieses Gesetz, das verlangt, daß sich alle nach unseren Ansichten, Einsichten und Standards richten, wenn sie Theologen, Mediziner oder Kaufleute werden wollen, dieses Gesetz führt in den Abgrund.» Aussagen über die Christen: «Christen können anders sein. Sie leben nicht unter dem Zwang, zu tun, was uns den Tod bringt. Die tödliche Logik der Waffen, der Stärkeren, gilt für uns nicht mehr. Wir sind frei für das Leben.» Aussagen über Gottes Geist: «Er ist kein Sklavengeist. Er ermächtigt uns, Gott als Vater anzurufen.»

Der Text, selbst in freier Form dargeboten, ist nicht leicht. Die Sprache des Paulus klingt fremd. Doch halt, plötzlich greift sie. Dort wo Paulus seinerseits aus der «Schrift» (Psalm 44) zitiert: «Man tötet uns, ja, man bringt uns massenhaft um, wie man Schafe schlachtet.» Hier bedarf es nicht der Umschreibung, nicht des Kommentars. Bilder aus der Tagesschau, Bilder hier vom Kirchentag sind präsent. Viele sind dabei gewesen in der ersten Nacht: bei der Buß- und Gebetswache gegen die Hinrichtung der drei schwarzen Freiheitskämpfer in Südafrika. Manche sind zutiefst erschüttert worden, als sie erfuhren, am Morgen nach der langen Nacht, daß allen Bitten und Interventionen, allen Gebeten zum Trotz die Urteile vollstreckt wurden. «Wie man Schafe schlachtet», heißt es im Text, aber es steht da noch etwas mehr: «Um *deinetwillen* werden wir den ganzen Tag zu Tode gebracht.» Die Solidarität mit Jesu Foltertod tritt ins Bewußtsein. Der Blick wird nun auf die rechte Seite des Wandbilds gelenkt. Unter den Armen des Gekreuzigten erscheinen schwarze und weiße Gesichter: nicht mehr voneinander getrennt, sondern friedlich vermischt. Noch einmal reden die Schwarzen: «Wir wollen keine schwarze und keine weiße Theologie, keine schwarze und keine weiße Medizin, keine schwarze und keine weiße Politik. Wir wollen, daß wir einander unter dem Kreuz vergeben: in einer dialogischen Theologie, einer menschlichen Medizin, einer Politik der Versöhnung.»

Jetzt klingen die schwarze und die weiße Melodie zusammen: «Nicht Tod und nicht Leben, nicht Engel, nicht Mächte, nicht Gewalten ... vermögen uns zu trennen von der Liebe Gottes, die uns zugewandt bleibt in Jesus Christus unserem Herrn.»

Vor dem Schlußgesang, einem «Bergpredigtlied», macht Professor Hollenweger noch zwei persönliche Bemerkungen. Die erste ist ein Bekenntnis: «Für mich ist es das größte Wunder, daß diejenigen, die wir zu Sklaven gemacht haben, heute Christen sind, daß sie, die wir im Namen der Bibel unterdrückt haben, heute selber diese Bibel lesen wollen. Das Christentum hat seine Karrikatur überlebt.» Die zweite Bemerkung betrifft den Samstagabend und den kommenden Herbst: «Bei den Demos für den Frieden vergeßt nicht die Blumen für die Polizisten.» Bei diesem Wort brandet riesiger Applaus auf.

EINE VON DREIMAL dreiundzwanzig Bibelstunden auf diesem Kirchentag «symptomatisch» oder bezeichnend nennen zu wollen, wäre vermessen. Vom besprochenen Text her waren die Geschichten vom Propheten Jona und vom Verlorenen Sohn an den beiden Vortagen bestimmt eingängiger und unmittelbarer auf das Motto des Kirchentages «Umkehr zum Leben» bezogen. Auch gab es anderswo noch mehr Zulauf als beim Schweizer Missionstheologen aus Birmingham. Aber wenn ich alles bedenke, was ich sonst noch auf diesem Kirchentag gesehen, gehört und erlebt und was ich inzwischen von anderen gelesen habe, so scheint der geschilderte Morgen in der «Halle der Musik» auf mehreren Ebenen bedeutungsvoll.

Einmal gerade der musikalische Part. Es wurden nicht nur «Lieder» gesungen: das gesprochene Wort selber wurde durch

Musik valorisiert: sie alternierte fast mit jedem einzelnen Satz. Das schuf nicht nur eine «beschwingte Stimmung» für eine «Masse» von soundsoviel tausend Teilnehmern, es bot auch jedem, der wollte, Zeit zum Nach-Denken.

Sodann das Motiv von Schwarz und Weiß. Dieser Konflikt, der keineswegs nur in Südafrika lokalisiert ist, aber dort seine höchste politische Brisanz hat, läßt sich sehr wohl für viele andere zum Gleichnis nehmen. Er macht auf jeden Fall zweierlei bewußt: die Absurdität, alles auf den Ost-West-Konflikt reduzieren zu wollen, und die Unmöglichkeit für die christlichen Kirchen, sich ihrer politischen Mitverantwortung zu entziehen.

Ich sehe aber noch weitere Bedeutsamkeiten. Erstens zum Stichwort *Versöhnung*. Hinter ihm steht in Afrika eine ganze Kultur, eine große Tradition der Gesprächskunst, verbunden mit der anderen, der Heilkunst. «Heilen» und «Versöhnen» liegt für Afrikaner nahe beieinander. Wir aber, vergessen wir nicht immer noch viel zu sehr, wie viel Angst und Mißtrauen zwischen Gruppen und Völkern ihre Ursachen in früher geschlagenen Wunden haben? Müßten wir uns nicht noch viel mehr ärztlich-samaritanisch den «Traumata» der jeweils gemeinsamen Geschichte annehmen?

Eine zweite Bedeutsamkeit liegt im Beispiel, in der Tradition des *gewaltfreien Widerstands*. Zur gleichen Zeit wie Walter Hollenweger hielten zwei Amerikaner, der katholische Franziskaner *Richard Rohr* und der evangelikale Pastor *Jim Wallis* gemeinsam Bibelarbeit. Es war allerdings weit draußen, am andern Ende der Stadt, im ökumenischen Kirchenzentrum Mühlenberg. Eine kurze Begegnung und ein nachfolgendes Gespräch machten mir deutlich, wieviel die heutige amerikanische Friedensbewegung sowohl der Spiritualität wie der Aszese und Disziplin der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung Martin Luther Kings verdankt. Was hier zu lernen ist, hat sehr viel mit der Frage zu tun, wie weit der diesjährige Kirchentag ein «Rüsttag» für den kommenden Herbst war. Wird die hier gelebte «sanfte Versöhnlichkeit» ausreichen, um, wenn es ernst gilt, in wirklicher Gewaltlosigkeit standzuhalten? *Ludwig Kaufmann*

Widerstehen zur rechten Zeit

Meditation am 20. Deutschen Evangelischen Kirchentag

Sie sehen es mir an, meine lieben Zuhörer: Ich habe jene Zeit miterlebt, in der das Wort «Widerstehen» ein Wort auf Leben und Tod war; die Zeit des Hitlerregimes, die anbrach, als ich zwanzig Jahre alt war. So ist es wohl einleuchtend, daß ich schwerlich etwas sagen kann zu unserm Thema, was nicht von der Erinnerung an jene Zeit geprägt ist. Ich muß Ihnen gleich gestehen, daß es eine beschämende Erinnerung ist. Ich habe nicht widerstanden.

Lassen Sie mich Ihnen kurz vor Augen führen, wie es damals gewesen ist. Ich war Studentin in Bonn und sollte 1933 zum erstenmal wählen. Auf diesen staatsbürgerlichen Akt wollte ich mich gewissenhaft vorbereiten. Darum las ich, außer den verschiedenen Parteiprogrammen, Hitlers *Mein Kampf*, quälte mich widerwillig ab mit der zähen Lektüre und fand keinen Zugang zu den absurden Thesen und Theorien, zum Geist des Rassismus und Nationalismus, der sich darin kund tat. Widerwillig las ich – denn ich war, katholisch getauft, aufgewachsen in einem liberalen Elternhaus. Wir hatten zahlreiche jüdische Freunde und Bekannte, und Houston Stewart Chamberlains *Grundlagen des 19. Jahrhunderts* stand rein zufällig in unserm Bücherschrank, in dem sich sonst ausschließlich literarische Werke und Kunstbände befanden.

Heute bestürzt mich die Gleichgültigkeit, mit der ich Hitlers Buch aus der Hand legte – ich hatte nichts davon bemerkt, welchen Explosivstoff es enthielt, einen Explosivstoff, der einmal sechzig Millionen Menschen vernichten und die Städte Europas zerstören würde.

Gleichgültig war ich auch, als dann im Januar 1933 der Fackelzug zu Ehren des «Führers» zum Bonner Hofgarten marschierte. Von weitem Zeuge des Vorgangs, empfand ich nichts als Erstaunen darüber, wie man dem unsympathischen Mann mit seinen verstiegenen Ideen eine solche Ehrung zuteil werden lassen konnte.

Im übrigen – Regierungswechsel in der Weimarer Republik waren an der Tagesordnung. Dies war einer von vielen – ich maß ihm keine Bedeutung bei.

Gleichgültigkeit ist das Wort, dessen ich mich anzuklagen habe. Ich war beschäftigt mit meinem Studium, mit der Musik, mit Freund- und Liebschaften, die öffentlichen Ereignisse zogen vorüber, nicht anders als auf einer Filmleinwand.

Ich habe nicht widerstanden. Ich habe nicht nur keinen Juden versteckt – ich habe mich nicht einmal gekümmert, was wohl aus denen geworden war, die ich gekannt hatte, ich habe nicht einmal nach ihnen gefragt. Und wenn es auch Angst war – es war mindestens ebensoviel Gleichgültigkeit, die solche Nachfrage verhinderte.

Ich habe nicht widerstanden

Der Gleichgültigkeit entsprang die Unwissenheit. Ich wußte nichts und wollte nichts wissen, es war bedrückend und lästig, zu wissen. Den Leuten, die aus ausländischen Zeitungen oder Sendern Informationen bezogen und vorsichtig weiterleiteten, glaubte ich nicht, hielt für «Greuelpropaganda», was sie hinter vorgehaltener Hand uns zuflüsterten. Es war möglich zu wissen – als das Regime etabliert war, als man es sehen und hören konnte, zu welchen Schandtaten seine Machthaber fähig waren. Während ich es noch für denkbar hielt, die katholische Reichsidee mit Hitlers tausendjährigem Reich im Bund «Kreuz und Adler» zu versöhnen, da wurden ja schon Kommunisten und Juden in Bunker und Gefängnisse geschleppt, mißhandelt, gefoltert, zu Tode geprügelt. An die vierzigtausend waren es, die in diesen ersten Monaten die schnell eingerichteten Lager füllten.

Himmelschreiendes geschah gleich zu Anfang, und dann immer Gräßlicheres, millionenfach: in den Lagern, die zu Vernichtungslagern wurden, im Warschauer Getto, im Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung, mit der die Deutschen den Anfang machten. Ein Meer von Blut und Tränen umgab mein Dasein, die Leiden der Unschuldigen verdunkelten den Himmel – ich war blind und taub und ließ mir schmecken, was Lebensmittelkarten und gelegentliche Hamsterfahrten uns gar nicht so knapp auf den Tisch brachten.

Wenn ich heute Schilderungen der Greuel von damals lese, dann kann ich es nicht fassen, daß dies alles weder in meine blinden Augen noch in meine tauben Ohren drang, mir nicht unter die fühllose Haut ging.

Dabei war ich von Natur nicht stumpfsinnig, nicht roh, nicht grausam. Ich war einfach eine Bürgerliche, die ihr Privatleben hatte. Für die res publica empfand ich so gut wie keine Verantwortung. Ich übernahm die gängigen Vorstellungen, ungeprüft. Der Feind ist der Feind, es ist richtig, daß es ihm schlecht geht, er muß geschlagen, muß vernichtet werden. Entweder er oder wir. Daß wir es waren, die angegriffen hatten, verdrängte ich schnell, der Angriff war ein vorbeugender Angriff gewesen, er diente dem Schutz der eigenen Bürger. Der Feind war der Feind – eine total abstrakte Figur. Daß es sich in Wirklichkeit um Männer handelte, die lieber in Frieden gelebt als getötet hätten, um Mütter und Kinder, die mit der Sache nichts zu tun hatten – das kam nicht in meinen Sinn.

Der Feind, so hörte und las ich täglich, war nicht nur der Feind. Er war auch ein Schädling, ein Untermensch, eine Art Ungeziefer – der Krieg war ein Säuberungsunternehmen wie eine Kammerjägeraktion. Dieses Feindbild vom östlichen Untermenschen, vom jüdischen Brunnenvergifter, akzeptierte ich nicht mit Bewußtsein – aber es drang in mich ein und setzte sich fest, ohne daß ich es bemerkte. Zwar war ich aufgewachsen in dem Glauben, daß alle Menschen Brüder sind, und gleich in ih-

rem Wert vor den Augen ihres himmlischen Vaters. Doch jene Stelle in der Karfreitagsliturgie, jenes Wort von den «perfiden Juden», die den Gottessohn ans Kreuz geschlagen hatten – ich hatte sie zu oft gebetet, um nicht von dem Wort «perfidie» infiziert zu sein wie von einem Krankheitserreger. So fanden auch die Samenkörner des Rassismus und des Nationalismus, ausgeworfen in alle Himmelsrichtungen Tag für Tag von einer «gleichgeschalteten» Presse, in mir einen Boden, wurzelten und trieben Keime. Ich gebrauchte sie zwar nicht, die schlimmen Vokabeln – aber eine gewisse Minderwertigkeit der slawischen Völker, des jüdischen Volkes schien auch mir ausgemacht. Die geschriebenen, die gesprochenen Parolen sickerten schließlich, auch wenn ich Hitler und Goebbels verachtete, durch tausend feine Kanäle – nicht ins Denken, aber in Gefühl und Bewußtsein.

Die gegenwärtige Situation

Ich stelle sie noch einmal vor uns hin, die schlimmen Worte: Gleichgültigkeit, Unwissenheit, Blindheit gegenüber himmelschreiendem Unrecht und ein falsches Feindbild – und indem ich sie ausspreche, diese vier, erkenne ich, daß sie auf die gegenwärtige Situation passen, als habe ein Maßschneider sie angefertigt.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: Nicht die Situation ist die gleiche. Die Demokratie, mag sie noch so viele Mängel zeigen, darf mit der Diktatur nicht verglichen werden. Was ich vergleiche, sind die Reaktionen auf den Terror von damals – und die Reaktionen auf den Terror von heute: auf das Vorhandensein der Bombe.

Es herrscht Gleichgültigkeit – heute wie damals. Gleichgültigkeit angesichts des angesammelten Sprengstoffs, der jeden von uns bedroht; pro Kopf produzieren wir mehr Sprengstoff als Nahrungsmittel. Die Sicherung der Arbeitsplätze und der Renten, die Verhinderung von Pleiten und Inflation, Fußballergebnisse, Dallas, die neue Sommermode, der Urlaub beanspruchen das tägliche Interesse. In einer Situation, in der ein jeder so leben müßte, als hinge der Frieden allein von ihm ab, überläßt man die Sorge um den Bestand des Planeten den Politikern und den Militärs und nimmt es hin, daß das Schicksal der Erde in den Händen unberechenbarer Staatsmänner oder, noch schlimmer, im richtigen Funktionieren von Computern liegt.

Dreimal während der letzten Jahre wurden die US-Streitkräfte fälschlich alarmiert infolge eines Fehlers im Computersystem. Wir erfuhren es nachträglich. Hat es uns mit Entsetzen erfüllt? Haben wir geschrien? Wir wissen, daß die Wirkung des auf der Erde vorhandenen Sprengstoffs die Wirkung der Hiroshima-Bombe anderthalbmillionenmal übertrifft; aber wir regen uns nicht darüber auf, sondern über den Kratzer auf dem Kotflügel unseres Autos. Oder wissen wir nicht? Nicht genug?

Mühen der Friedensarbeit

Wissen über die militärische Situation zu erwerben, ist anstrengend. Es wäre der *Palme-Bericht* für die Vereinten Nationen zu lesen und *Jonathan Schells* Buch über das Schicksal unserer Erde. Ich hätte mich auseinanderzusetzen mit dem, was *Gert Bastian* die «Nachrüstungslüge» nennt, was *Walter Jens* als «nachträgliche Alibi eigener Rüstung» bezeichnet. Ich müßte versuchen, *Oskar Lafontaines* Behauptung zu kontrollieren, wonach in Wahrheit die Streitmacht der Vereinigten Staaten der Sowjetunion weit überlegen ist. Ich müßte mich unterrichten über die besondere Beschaffenheit der neuen Raketen, die bei uns stationiert werden sollen, und ob es zutrifft, daß sie den Charakter von Erstschlagwaffen haben. Ich sollte – wenigstens etwas – Bescheid wissen über Waffensysteme und Rüstungsausgaben und über die verschiedenen Strategien und Verteidigungskonzepte. Ich sollte die Geschichte der Staaten kennen, die über Sein oder Nichtsein Europas zu entscheiden haben und versuchen, mir ein Bild zu machen von den Personen, in deren Händen die Entscheidungen liegen über unser aller Leben und

Tod. Ich sollte eine Ahnung haben von den Konflikten, aus denen der Weltbrand entstehen könnte.

Die kirchlichen Verlautbarungen wären zu studieren, die westlichen, aber vor allem die aus der Friedensbewegung in der DDR, die es ganz besonders verdient, daß unsere besorgten und Anteilnehmenden Gedanken sie begleiten. Selbst zu wissen, genügt noch nicht. Das Erlernte muß weitergegeben werden, vielleicht innerhalb einer Gruppe, oder darüber hinaus zu den Freunden, den Nachbarn, der Kirchgemeinde ...

Zu überprüfen ist vor allem das gängige Feindbild. Mein Umgang mit dem Feind, dem Gegner, muß bestimmt sein von der Hoffnung, daß aus diesem gegenwärtigen Gegner einmal ein Partner wird. Deshalb muß ich um sein Leben ebenso besorgt sein wie um das meinige. Ich darf nicht wünschen, ihn zu vernichten, sondern muß anstreben, eines Tages mit ihm zu einer wenn auch noch so begrenzten Kooperation zu kommen – in Angelegenheiten, die das nachbarschaftliche Verhältnis betreffen. Auch diejenigen seiner Handlungen, die ich ablehne, die ich verwerfe, ja verabscheue, muß ich aus ihren Motiven zu verstehen versuchen, muß zu seinen Verstößen gegen Recht und Menschenwürde seine Ängste hinzurechnen, seine Leiden, sein nach langer leidvoller Geschichte nur zu berechtigtes Sicherheitsbedürfnis. Ich darf ihn nicht festlegen ein für allemal, darf ihm Zukunft nicht abschneiden, darf ihn nicht verteufeln, keinesfalls darf ich sagen, daß er «das Böse» schlechthin sei. Denn es könnte ja sein, daß ich auf diese Weise nur versuche, meine tieferen Ängste abzulenken, einen Sündenbock zu finden, eigene Schuldgefühle zu unterdrücken: beispielsweise die Tatsache, daß die Deutschen vor noch nicht allzulanger Zeit die Sowjetunion überfielen, daß sie damit zwanzig Millionen Tote dieses Volkes auf dem Gewissen haben ...

Das Feindbild, das aus den Leitartikeln zusammengekleisterte zweidimensionale Bild muß ich ersetzen durch eine dreidimensionale Figur, in der nicht nur das System und seine – zugegeben – oft unmenschlichen Züge erscheinen, sondern die Menschen, die in diesem System leben. Sind wir noch glaubwürdig, so fragt *Franz Alt*, wenn wir uns für die Menschenrechte in Osteuropa stark machen, aber zugleich Osteuropa mit Vernichtung durch Atomwaffen bedrohen? «Wir übersehen», sagt er, «daß wir durch unsere Pläne zur Verteidigung der Freiheit die Vernichtung von Millionen Menschen in Kauf nehmen. Wir hoffen, durch ihre Vernichtung ein System zu vernichten, das uns feindlich gesinnt ist und sie unterdrückt. Zuerst haben ihnen ihre Unterdrücker ihre Rechte genommen, und nun drohen wir auch noch, ihnen das Leben zu nehmen – im Namen der Freiheit!»

Viele von uns glauben, ein Recht zu haben, sich gegen das totalitäre System im Osten mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen. Eher wollen sie halb Europa in die Luft sprengen, ehe sie sich selbst einem solchen System unterwerfen lassen. Diese Entschlossenheit auch unter Christen anzutreffen, ist eine bittere Erfahrung.

Es liegt mir fern, das System zu verharmlosen. Ich möchte ihm keinesfalls ausgesetzt sein, und ich beklage diejenigen, die es erdulden müssen, mit tiefer Anteilnahme. Wer unter Hitler gelebt hat, weiß, was eine Diktatur ist: eiserner Zwang, Knechtung, Terror, Schikane, Entwürdigung, Verödung der Lebensmöglichkeiten. Auf Reisen hinter dem Eisernen Vorhang habe ich einiges davon gehört, gesehen und erfahren; nirgends hätte ich leben wollen. Aber zehnmals lieber wollte ich der kleine Schauspieler sein in Budapest, der Nationalparkbeauftragte in der Hohen Tatra, der Ingenieur im polnischen Hirschberg und der bulgarische Fremdenführer, als ein vertriebener Maya in einem mexikanischen Flüchtlingslager, ein Bewohner der Slums von Rio, ein verschleppter Priester in Chile oder Argentinien.

Viele von uns, die sich über die verletzte Menschenwürde in Osteuropa empören, übersehen die Leiden der Dritten Welt. Angesichts dieser Leiden sind sie mit Blindheit geschlagen, nicht anders als die Deutschen damals, angesichts der Gettos und Lager der Hitlerzeit, in denen die Schinder wüteten. Denn

nicht weniger als in Osteuropa wird ja die Menschenwürde verletzt dort, wo die schwarzen Einwohner Afrikas immer noch von ihren weißen Herren gedemütigt, ausgebeutet und getötet werden, wo dreißig Kinder Hungers sterben in einer Minute, wo Männer und Frauen um Hungerlohn arbeiten müssen und in stinkenden Löchern wohnen, wo verschleppt und gefoltert wird in einem Ausmaß, das die Verbrechen der Sowjetunion – soweit sie uns bekannt sind – weit übertrifft. Welche Summen stellen wir bereit, um den Hunger der Hungernden zu stillen, mit welchen Waffen bekämpfen wir Ausbeutung und schamlosen Reichtum und die Willkür einer so grausamen wie blutrünstigen Soldateska?

Nichts dergleichen tun wir. Wir stellen Tötungswaffen her, verkaufen Waffen, kaufen Waffen, lagern Waffen, sind bereit, Waffen zu gebrauchen, einzig um uns selbst zu schützen, zu sichern, uns davor zu bewahren, daß unsere eigene kostbare Menschenwürde, unsere eigene kostbare Freiheit angekratzt werden könnte! Und haben die Stirn, uns bei solchem Verhalten Christen zu nennen! Klaglos lassen wir uns einen sehr beträchtlichen Teil unseres Einkommens wegnehmen zum Zweck einer schon im voraus als erfolglos erkannten Verteidigung von Sicherheit und Freiheit. Wie würden wir aufschreien, nähme man uns dieselbe Summe, um Brot für die Hungernden dafür zu beschaffen!

Blindheit herrscht in erschreckendem Ausmaß angesichts der Greuel, die uns umgeben. Und Blindheit herrscht angesichts der Greuel, die uns erwarten.

Unser Wissen muß unsere Gefühle erreichen

Wir wissen alle, daß es die Gefahr einer Weltkatastrophe gibt, daß sie möglicherweise unmittelbar bevorsteht. Aber dieses Wissen dringt nicht bis in unsere Gefühle und Handlungen. So führen wir ein merkwürdiges Doppelleben: neben oder über dem Alltag mit seinen mehr oder weniger banalen Verrichtungen das ungeheuerliche, das millionenfache Vernichtungspotential – und das verdrängen wir. Gefordert wäre, daß wir unsere Phantasie aktivieren und nicht zurückweichen vor den Bildern, von denen wir durch Hiroshima und Nagasaki eine, wenn auch nur schwache und undeutliche Vorstellung haben könnten. Daß wir uns einlassen auf das so unmöglich erscheinende Mögliche. Daß wir eine Ahnung bekommen von dem, was uns bevorstehen könnte: Flächenbrände und Feuerstürme, Vögel, die tot vom Himmel fallen, Tonnen von Staub und Asche, verdampftes, geschmolzenes, verbranntes Fleisch, abgestorbene Bäume und Pflanzen, das Land übersät mit Millionen toter oder kranker Menschen und Tiere und keine Hilfe für die Überlebenden. Verseuchter Boden, verseuchtes Wasser, verseuchte Luft ... Wer am Leben bleibt, ist ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Energie, in den meisten Fällen ohne einen Arzt, der ihm beisteht ...

Es handelt sich nicht nur um deinen oder meinen Tod. Es handelt sich um die Unbewohnbarkeit der Erde, um die Vernichtung der Menschheit und die aller künftigen Generationen. Das Ende, so drückt es Jonathan Schell aus, ist «Finsternis, eine absolute und ewige Finsternis, in der es keine Nation, keine Gesellschaft, keine Ideologie, keine Zivilisation mehr geben wird; in der nie wieder ein Kind geboren wird, nie wieder Menschen auf der Erde erscheinen werden und sich niemand mehr daran erinnern wird, daß es sie je gab.»

Neben Gleichgültigkeit, Unwissenheit, Blindheit und Feindeshaß gab es in Hitlers Reich die Angst. Sie war es, die den meisten den Mund verschloß und die Hände band. Es war eine durchaus begründete Angst, Todesangst. Der Tod stand an der Ecke und wartete – auf denjenigen, der Widerspruch, Widerstand wagte. Für eine solche Angst gibt es in unserm heutigen Leben keine Parallele. Was uns stattdessen heute begegnet, ist Kleinmut, ist das kleinmütige «Wir können ja doch nichts machen!». Diese Redensart höre ich am häufigsten, wenn ich

versuche, jemanden für die Friedensbewegung zu gewinnen. Wir können ja doch nichts machen.

Vielleicht ist das wahr. Ich kann es nicht beurteilen. Aber eines ist mir sicher: Ich muß so leben, als wenn es nicht wahr wäre. Als wenn auch heute David siegen würde und nicht Goliath.

Wir können nichts machen. Aber haben wir nicht schon etwas gemacht? Wir sind zusammengeströmt von überall her und sind viele geworden, viele Millionen in vielen Ländern. Wir haben die Kirchen dazu gebracht, daß sie anfangen, den Regierungen ins Gewissen zu reden. Tausende von Ärzten, Lehrern, Juristen, Künstlern, Soziologen und Militärexperthen verlautbaren ungefähr Tag für Tag ihren Widerspruch zur Nachrüstung in allen Gegenden der Bundesrepublik.

Wir haben das Bewußtsein unzähliger Menschen verändert. Sicher, wir sind noch lange nicht genug, und wir machen uns immer noch nicht wirksam genug bemerkbar. Es sind nur einige Häuflein, die vor den Kasernentoren und Flugplatzzäunen sitzen und sich wegtragen lassen. Aber wir haben der Forderung nach weniger Waffen Nachdruck und Gehör verschafft, so gar der Bundeskanzler führt sie im Munde ...

Weniger Waffen, keine neuen Waffen, auf keinen Fall hier bei uns – das ist nicht mehr eine Spinnerei von Turnschuhrevolutionären im Gefolge einiger älterer pazifistischer Damen und Her-

ren – das ist eine politische Option, die Gewicht hat; um die im Lauf der kommenden Monate auf das heftigste gestritten werden wird. Denn nur eine Minderzahl der Wähler spricht sich, nach einer Befragung vom Januar dieses Jahres für den NATO-Doppelbeschluß aus. Schon ist ein großer Teil der SPD gewillt, über das Ja oder Nein zur Stationierung eine parlamentarische Entscheidung herbeizuführen.

Ich weiß nicht, ob wir etwas machen können. Aber laßt uns so tun, als ob wir etwas machen könnten – solange dieser Planet, Gottes Schöpfung, uns noch anvertraut ist. Laßt uns widerstehen! Fünfzig Jahre nach dem Beginn des Hitlerregimes heißt das für uns nicht, einem Regime zu widerstehen. Nicht dem eigenen, nicht dem der Verbündeten, nicht dem der Gegner – es heißt, der *Bombe* zu widerstehen, ihrer Herstellung, ihrem Besitz, ihrer Anwendung als einem Instrument zum Drohen und Vernichten.

Widerstehen! Zur rechten Zeit! An diesem Tag – zu dieser Stunde – in dieser Minute – sofort! *Vilma Sturm, Köln*

DIE VERFASSERIN arbeitet als Journalistin und Schriftstellerin. Ihre Erfahrungen in der Friedensbewegung, ihre Reflexionen und Beobachtungen wie ihren Briefwechsel mit Bischof Moser zur Friedensfrage hat sie in einem Tagebuch (Januar 1981–Januar 1982) veröffentlicht: Mühsal mit dem Frieden. Mit einem Vorwort von Heinrich Böll. Radius-Verlag, Stuttgart 1982.

Eine katholische Gewissensforschung: 1683–1983

Zur Vorbereitung des österreichischen Katholikentages, der in Wien am 9./11. September stattfinden wird, arbeiteten seit 1982 eine Reihe von themenorientierten Studiengruppen, die dann jeweils eine größere diözesane Arbeitstagung veranstalteten (mit Weiterleitung der Ergebnisse an das zentrale Katholikentagskomitee). Die Studiengruppe «gegeneinander – nebeneinander – miteinander» befaßte sich mit den aktuellen Aufgaben der Ökumene, der Volksgruppen in Österreich, der Fremden (Gastarbeiter, Flüchtlinge) und der politischen «Lager». Da in diesen Themenbereich auch der allgemeine historische Bezug – u. a. die Erinnerung an das Türkenjahr 1683 – eingeordnet wurde, ließ sich unser Autor, Universitätsprofessor Dr. *Heinrich Lutz*, als Historiker zur Mitarbeit gewinnen. Die Tagung fand am 18./20. Februar in Klagenfurt statt. Der folgende Text ist eine etwas überarbeitete Fassung des Einleitungsreferates. *(Red.)*

Wenn von einer katholischen Gewissensforschung zwischen Vergangenheit und Gegenwart gesprochen wird, so ist folgendes gemeint. Es ist einerseits eine aufs *Wir* bezogene Gewissensprüfung gemeint, die uns als Katholiken, also als eine kirchliche Großgruppe mit einer festumrissenen Identität, betrifft. Es ist andererseits eine Erforschung gemeint, die auch zeitlich über unsere eigene Existenz hinausreicht und viele Generationen katholischer Christen vor uns einbezieht, also sich auch auf Schuld und Schicksal unserer Väter und Vorväter richtet. Auf diese umfassende Form einer kollektiven und einer zeitlich weit zurückgreifenden Gewissensforschung sind wir jedoch meist gar nicht vorbereitet und eingeübt. Im Gegenteil: Da zögern wir, da kommen Einwände, die eine solche Erweiterung der Gewissensforschung über den unmittelbar persönlichen Raum hinaus als überflüssig, ja als unmöglich hinstellen möchten.

Persönliche und kollektive Verantwortung

Der wichtigste Einwand lautet etwa so: Da jeder Christ nur für seine Person von Gott Rechenschaft zu geben hat, sind die sachlichen und zeitlichen Grenzen meiner Gewissensforschung eindeutig – es kann nur um meine persönlichen Taten und Unterlassungen gehen; was heute andere Katholiken tun, was vor Jahrhunderten die damaligen Katholiken taten, mag diese oder jene Wirkungen gehabt haben, kann aber nicht Gegenstand meiner Verantwortung vor Gott sein. Dieser Einwand nun – so meine ich – kann und muß mit allem Ernst, den er verdient, widerlegt werden. Hier helfen uns einige Unterscheidun-

gen weiter; die ich wenigstens in abgekürzter Form vorbringen möchte. Eines ist der gewiß zu Recht zu betonende Unterschied zwischen dem unmittelbaren Bereich personaler Verantwortung, wo unsere Lebensentscheidungen vor Gottes Auge so oder so gelingen oder mißlingen. Ein anderes ist aber jener *weitere* Verantwortungsraum *jedes* Christen, so klein oder groß er seinen Aktionsradius einschätzen mag, wo jeder von uns aus Erfahrung weiß, daß überindividuelle Situationen oder Stimmungen, daß kollektive Verhaltensweisen und Entscheidungsprozesse *auch durch* unser individuelles Tun und Lassen beeinflußt und mitgestaltet werden. An diese ganz evidente Erfahrung knüpfen wir an, um uns klarzuwerden über den weiten und so wichtigen Bereich einer katholischen Kollektivverantwortung. Dieser Bereich ist natürlich vielfältig gestaffelt: von den Einzelgemeinden und einzelnen regionalen oder sachbezogenen Aufgabenfeldern bis zur Frage einer gesamtheitlichen Verantwortung in unserer Diözese, in unserem Heimatstaat. Die seit dem Konzil so betonte *gemeinschaftliche Konzeption* der Kirche als Volk Gottes fordert als Konsequenz auch eine solche Neufassung von katholischer Kollektivverantwortung und entsprechenden Formen der Gewissensforschung. Das alte, einseitig individuelle Gewissensmodell lautete: Christus und das Heil meiner Seele. Das neue, tiefer christliche Modell bringt die Bezüge zur kirchlichen wie zur außerkirchlichen Kollektivsituation viel stärker zum Tragen: Christus und meine Begegnung mit den Brüdern in Christus und auch mit denen, die einfach meine «Nächsten» sind im Sinn des Evangeliums.

Bleibt noch ein Wort zu sagen über den Vergangenheitsbezug heutiger Gewissensforschung. Auch hier stehen wir wohl erst am Anfang eines sehr wichtigen Vorganges der Neuorientierung unserer Verantwortung. Denn viel zu leicht würden wir es uns machen, unsere Thematik der Hoffnung und des Weges zum Miteinander in einem geschichtslosen Raum anzusiedeln und gleichsam mit einem Luftsprung aus aller Last und Vorgeformtheit katholischer Vergangenheit einen Punkt Null des Neubeginns anzuzielen. Vor solchen Illusionen zu bewahren, sollte schon der nachdenkliche Blick auf die Geschichte unserer evangelischen Glaubensgenossen in Österreich genügen. Natürlich waren nicht wir es, die den protestantischen Glauben in Österreich über Jahrhunderte auszurotten versuchten. Nicht wir Heutigen, aber eben doch die, welche damals Katholiken

waren. Mit ihnen sind wir durch kirchliche Kontinuität unweigerlich verbunden: Keiner von uns heutigen Katholiken kann sich an der Realität dessen, was damals an unchristlichem Glaubenszwang in unserem Namen geschah, vorbei mogeln. Jeder muß diese Realität – um nur ein Beispiel anzusprechen – und ihre Folgen akzeptieren. Einen wichtigen Ansatz zum heutigen Ernstnehmen solcher moralischer Lasten katholischer Vergangenheit hat übrigens das Zweite Vaticanum gebracht. Im Dekret über die Glaubensfreiheit heißt es: «Gewiß ist bisweilen im Leben des Volkes Gottes auf seiner Pilgerfahrt – im Wechsel der menschlichen Geschichte – eine Weise des Handelns vorgekommen, die dem Geist des Evangeliums wenig entsprechend, ja sogar entgegengesetzt war ...»

Selbstkritik bedarf der Strukturanalyse

Der nächste Schritt betrifft den wichtigen Fragenbereich, wo und wie eine nichttheologische, humanwissenschaftliche Hilfestellung für das Gelingen der oben beschriebenen Gewissenserforschung möglich ist. Ich setze mit einem brisanten Beispiel aus der Gegenwart, aus der Bundesrepublik Deutschland, ein. Dort haben die katholischen Bischöfe zum 30. Jänner 1983, also zum Gedenken an Hitlers Machtergreifung vor fünfzig Jahren, eine Erklärung abgegeben. Sie geht einerseits in richtiger Weise von der Notwendigkeit einer kollektiven und historischen Gewissenserforschung aus, zeigt aber andererseits die großen Schwierigkeiten, hier das Richtige zu treffen und zu sagen. Der entscheidende Absatz lautet:

«Wir wissen, daß es auch in der Kirche Schuld gegeben hat. Viele Glieder der Kirche ließen sich in Unrecht und Gewalttätigkeit verstricken. Wir dürfen aber auch erneut bezeugen, daß Kirche und Glaube eine der stärksten Kräfte im Widerspruch, ja im Widerstand gegen den Nationalsozialismus waren ...»

Nun geht es jetzt gar nicht darum, gegen solche Formulierungen andere, schärfer urteilende Formulierungen zu setzen – man denke etwa an *Günter Grass* in seiner Rede vor der SPD am 30. Jänner 1983 in der Frankfurter Paulskirche: «Jämmerlich versagten beide Kirchen; der neuen Macht sich beugend, gaben sie Christus und dessen Botschaft auf.» Es geht uns vielmehr im vorliegenden Zusammenhang vor allem um die methodische Frage, um die humanwissenschaftliche Hilfe zu einer historisch *und* moralisch richtigeren, uns für Gegenwart und Zukunft besser rüstenden Aussageweise bei solchen Gewissensprüfungen. Meiner Meinung nach liegt die größte Schwäche der bischöflichen Erklärung darin, daß gar kein Versuch gemacht wird, die rückblickende Selbstkritik in den Rahmen einer soliden *Strukturanalyse* der damaligen Schwach- und Starkzonen von Kirche und Gesellschaft, katholischem Bewußtsein, Nazi-Strategien, kirchlichem Opportunitätsdenken usw. zu stellen. Infolgedessen bleiben die Hauptprobleme, nämlich die enormen Selbsttäuschungen und die entsprechende Reaktionsunfähigkeit auf katholischer Seite und in Rom gerade 1933, ohne welche Hitlers Machtergreifung in dieser Form nicht möglich gewesen wäre, im bischöflichen Dokument überhaupt unerwähnt. Das bedeutet leider einen großen blinden Fleck im Auge der offiziellen Kirche der Bundesrepublik.

Wenn wir uns das – ohne jeden Hochmut, vielmehr mit der Pflicht, aus Fehlern zu lernen – zur Lehre sein lassen, dann ergeben sich vor allem zwei Folgerungen für unsere Gewissenserforschung und Arbeit hier und heute. Ich formuliere in zusammenfassender Weise: *Erstens*: Die humanwissenschaftliche Hilfe, hier vor allem von der Geschichte, Soziologie, Politologie und Psychologie her, verweist uns im gewissenserforschenden Rückblick und Umblick auf eine möglichst genaue und umfassende Verbindung von *Strukturanalyse* des jeweiligen Problemfeldes und christlich-ethischer Beurteilung. Das geht weit über die landläufige Gegenüberstellung von Sein und Sollen hinaus. Und das führt rasch in neuartige Aufgaben auch wissenschaftlicher Art, für die wir noch wenig vorbereitet sind: z. B. zu den Fragen nach der Verantwortung für und nach der

ethischen Beurteilung von *Strukturen*, also von langfristig wirksamen sozialen oder politischen oder kulturellen oder psychologischen Verhältnissen. Wir sind ja bei Fragen von Politik und Ethik viel zu sehr daran gewöhnt, nur *punktuell* zu urteilen und Stellung zu nehmen.

Zweitens: Diese humanwissenschaftliche Hilfe kann sich nicht im Vorgang der bestandshebenden Gewissenserforschung erschöpfen. Es geht ihr auch um die Zukunft. Sie hat mindestens ebenso Wesentliches, wenn nicht noch Wichtigeres zu leisten in der Erörterung und Bewußtseinsbildung hinsichtlich der Ziele und Mittel jener *Veränderungen*, die wir aus christlicher Verantwortung anstreben. Auch hier ist gegenüber dem überkommenen Arsenal von Absichten und Methoden vieles grundsätzlich neu zu überdenken und anzupacken. Ich erwähne nur zwei Stichwörter zur Kennzeichnung allgemeiner Orientierungsprobleme: Wir müssen uns, noch entschiedener als bisher, freimachen von falschen Hoffnungen auf katholische *Totallösungen*; das bedeutet ein tiefes Ernstnehmen nichtkatholischer, auch nichtchristlicher Partner und Bündnisse.

Wir müssen uns nicht minder hüten – das lehren uns vor allem die humanwissenschaftlichen Aussagen über den langfristigen Charakter gesellschaftlicher Veränderungen – vor falschen *Spontaneitätshoffnungen*. Wer möchte nicht raschen Wandel, rasche Erfolge, rasches Feuer der neuschaffenden Begeisterung? Aber die wissenschaftliche Hilfe zu christlichen Impulsen der Erneuerung des Angesichts der Erde verweist uns sozusagen auf den langen Atem des Heiligen Geistes. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Hier wird keiner wissenschaftlichen Austrocknung von Spontaneität, Begeisterung und Charisma das Wort geredet, im Gegenteil! Um sich kraftvoll zu entfalten, kann heute Charisma und Begeisterung aus der Nutzenwendung humanwissenschaftlicher Erkenntnisse nur gewinnen.

Ich wende mich nun zwei ausgewählten Fallstudien der Vergangenheit zu – dem Türkenkrieg 1683 und dem Wiener Katholikentag von 1933 – Ereignissen, die im Kontext des heurigen österreichischen Katholikentages besonders erinnert werden.

Fallstudie I: Der Türkenkrieg 1683

Der Sieg über die Türken und die Befreiung Wiens im September 1683 sind von österreichischer Seite meist recht massiv und naiv als Triumph der guten Sache über die böse, als Sieg der christlichen Kultur des Abendlandes über die barbarischen Horden des Ostens gefeiert worden. Wenn wir heute auch in diesem Fall katholische Gewissenserforschung mit einer Strukturanalyse verbinden, sieht das Bild wesentlich anders aus. Nicht als ob es jetzt darum ginge, die Leiden der österreichischen Bevölkerung unter der grausamen Kriegführung und die Tapferkeit der Verteidiger Wiens wie der Entsatzarmee aus kaiserlichen, polnischen und deutschen Truppen zu bagatellisieren oder die politische und kulturelle Bedeutung dieses Sieges zu verkleinern. Es wäre eine verfehlt Art der Selbstkritik, den damaligen Zugzwang: militärischer Widerstand gegen militärische Aggression nicht in aller Härte sehen zu wollen. Aber es ist stark zu betonen, wie gegenüber den herkömmlichen Triumph-Clichés und Feindbildprojektionen erst eine vertiefte und revidierte Analyse der damaligen Vorgänge eine wahrhaft christliche Rechenschaft über 1683 ermöglicht. Dazu gebe ich in der gebotenen Kürze einige besonders wichtige Stichworte.

Wir haben davon auszugehen, daß die politisch-militärischen wie die kirchlich-religiösen Verhältnisse, die dem osmanischen Angriff auf Wien und dem Sieg der kaiserlich-polnischen Truppen zugrunde lagen, von den heutigen Lebensbedingungen außerordentlich verschieden waren. Auf der einen wie auf der anderen Seite war damals die Deckungsgleichheit von Religion und Staatsmacht selbstverständlich. Unter diesen Bedingungen gab es die Chancen zu friedlichen, kulturellen Begegnungen zwischen Ost und West, zwischen europäischer und außereuropäischer Kultur, nur in sehr eingeschränkter Weise. Kompliziert wurde

die Situation noch dadurch, daß die türkischen Angreifer sich einerseits als ein Heer *islamischer* «Glaubensstreiter» bezeichneten, andererseits aber mit christlichen Truppen verbündet waren.

Die Hilfstruppen aus der Walachei und Moldau, die an der Belagerung Wiens auf türkischer Seite teilnahmen, waren *orthodoxe* Christen und hielten ihre Gottesdienste ab. Das Heer der ungarischen Aufständischen unter *Emerich Tököly*, das mit dem Sultan kooperierte, war hauptsächlich aus ungarischen *Protestanten* zusammengesetzt. Das verweist auf einen ganz wichtigen Punkt: Das damalige österreichische Herrschaftssystem war streng gegenreformatorisch und versuchte stets von neuem, auch in Ungarn, mit den Mitteln obrigkeitlichen Zwanges gegen den Protestantismus vorzugehen. Der Widerstand gegen die von Wien ausgehende Zwangskatholisierung hatte große Teile der ungarischen Protestanten zur Rebellion gegen den Kaiser veranlaßt. Diese ungarische Aufstandsbewegung wiederum hatte wesentlich zum Entschluß der Türken beigetragen, gestützt auf die Rebellion in Ungarn den Angriff auf Österreich zu wagen. So führt *eine Linie* von der gegenreformatorischen Zwangspolitik Wiens zum türkischen Erfolgskalkül des Angriffs auf Wien.

Es liegen also die Dinge, wenn wir sie unter ökumenischem Gesichtspunkt betrachten, recht differenziert: auf osmanischer Seite eine weitgehende religiöse Toleranz, die dem Sultan eine politisch-militärische Zusammenarbeit mit den rumänischen Orthodoxen und mit den Protestanten in Ungarn ermöglichte; auf kaiserlicher Seite ein von Rom abgesegnetes, streng katholisches System, das immer wieder nichtkatholische Christen aus Furcht vor der Zwangskatholisierung auf die Seite der Feinde des Kaisers trieb. Daß es auch im Kaiserlichen Heer protestantische Christen gab, vor allem unter den Hilfstruppen aus dem Reich, sei der Vollständigkeit halber nicht verschwiegen. Die weiterreichenden Fragen lauten, wie es überhaupt soweit kommen konnte, daß damals Rom ein so intolerantes Rekatholisierungssystem guthieß und daß Wien seine Staatsräson, seinen politischen Absolutismus und Zentralismus so nahtlos mit katholischen Zwangsformen verband ... Diese Fragen kann ich hier nur erwähnen, nicht beantworten.

Grausamkeit der Kriegführung und Türkenbild

Zwei letzte Stichworte: die Grausamkeit der Kriegführung und das Türkenbild in Österreich nach dem Sieg. Die Grausamkeit kennzeichnete die damalige Kriegführung auf beiden Seiten. Man muß sich also entschieden von jeder Schwarzweißmalerei frei machen, wie sie aufgrund der vielfach bezeugten Schreckenszenen, die vor allem die Bevölkerung in Niederösterreich erlebte, bis heute die Schulbücher beherrscht.

Was in den Schulbüchern nicht zu lesen ist, ist z. B. die Tatsache, daß nach dem Sieg vom 12. September im eroberten Lager etwa 3000 kranke oder verwundete Türken «zur Reinigung der Luft» bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. Es gab danach Untersuchung und auch Bestrafung, aber davon wurde niemand wieder lebendig. Nach türkischen Quellen sollen es übrigens nicht 3000, sondern 10000 gewesen sein.

Wenn insgesamt die damals auf österreichischer Seite erlebten Greuel und Verwüstungen einseitig das Feindbild des unmenschlichen Türken bis in unsere Gegenwart bestimmten, so soll auch der vereinsseitige Beitrag der künstlerischen Triumphdarstellungen und des gesellschaftlichen Siegesdünkels nicht vergessen werden. Der türkische Gefangene spielt auf den zahlreichen barocken Sieges- und Triumphdarstellungen seit 1683 eine stereotype Rolle: nackt, gefesselt, gekrümmt unter den Hieben des Triumphators oder unter den Hufen der Siegespferde. Die höfische Gesellschaft des Habsburgerreiches vergnügte sich bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem sogenannten Türkenkopffrennen. Das heißt, es wurden auf einem Reitplatz Türkenköpfe (aus Holz oder Papiermaché) auf Postamenten oder hängend angebracht, und die Reiter oder die in Wagen sitzenden Damen und Herren mußten mit Lanzen, Degen oder Pistolen die Köpfe treffen bzw. die am Boden liegenden aufspießen. Ähnliche Beiträge zur Inhumanität «alla Turca» scheint es in manchen anderen Bereichen gegeben zu haben. Eine englische Besucherin der Bibliothek des Prinzen Eugen berichtete im 18. Jahrhundert, man habe ihr dort Quartbände gezeigt, die von der Kriegskunst handelten und sinnigerweise in die Häute türkischer Janitscharen gebunden waren. Ich breche hier ab.

Fallstudie II: Wiener Katholikentag 1933

Nun zur zweiten Fallstudie, zum Wiener Katholikentag im September 1933, der ausdrücklich im Zeichen des 250-Jahr-Jubiläums des Sieges über die Türken stand; diese Rückerinnerung wurde damals benutzt, um antidemokratische und antimarxistische Folgerungen zu ziehen, teilweise in politisch-militanter Form. Im Unterschied zu unserer ersten Fallstudie über 1683, wo es uns nicht allzu schwer fallen dürfte, heute ein falsches, triumphalistisches Geschichtsbild durch einen realistischen Rückblick zu ersetzen, greifen wir bei 1933 in eine noch ziemlich frische Problematik, die im katholischen Milieu Österreichs keineswegs voll aufgearbeitet ist.

Die maßgebenden Texte und Reden von damals sind alle publiziert. Wir können sicher sein, daß mit dem Näherrücken unseres heurigen Katholikentages aus diesen Texten von 1933 immer wieder zitiert werden wird und daß es dazu Kommentare geben wird, die nicht immer von purem Wohlwollen für die katholische Kirche getragen sind. Ich versuche also, in orientierender Absicht einige grundlegende Probleme von 1933 zu zeigen – in der schon erläuterten Verbindung von Strukturanalyse und Gewissensforschung.

Katholisch-großdeutsche Begeisterung

Ein erstes Problem stellt die prinzipiell *großdeutsche* Orientierung des Wiener Katholikentages 1933 dar. Er bezeichnete sich als «Allgemeiner deutscher Katholikentag». Kardinal *Innitzer* hatte schon in der Planung von 1932 das Jahr 1933 als das «heilige Jahr der Deutschen» proklamiert – eine wenig glückliche Proklamation, vor allem wenn man bedenkt, daß weder Hitlers Machtergreifung noch das alsbald durch die Tausend-Mark-Sperre von Deutschland her verhängte Besuchsverbot für reichsdeutsche Teilnehmer die Veranstalter zu einer Änderung von Namen und Programm des Katholikentages veranlaßten. Im Gegenteil: Trotz allem, was die Nazi-Diktatur in Deutschland schon bis Herbst 1933 ausführte, wurde auf dem Katholikentag peinlichst jede wirkliche Kritik am Nationalsozialismus vermieden. Darüber hinaus durchzieht alle Reden und Kundgebungen das Bestreben, sich – d. h. die in Wien versammelten deutschsprachigen Katholiken – als die besten und treuesten Glieder des deutschen Volkes und seiner führenden Sendung an der Spitze der christlichen Kultur Europas zu profilieren. Der Katholikentag stand also nicht etwa im Zeichen einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, sondern eines betont katholisch-deutschen Nationalismus, der gewissermaßen der Entwicklung im Reich den nationalen Rang ablaufen wollte: Wir sind eigentlich die besseren, die völkisch engagierteren Deutschen.

Die Wurzeln dieser Haltungen und Stimmungen reichen tief in die Geistes- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts zurück und sind aufs engste mit der Anschlußbewegung seit 1918 verbunden. Was die Folgen angeht: Wir können hier nicht des näheren verfolgen, wie die katholisch-großdeutsche Begeisterung dann in recht unterschiedliche Formen von Naivität, Blindheit, Mitläufertum und aktivem Mittun mit den Zielen Nazi-Deutschlands einmündete. So bereitete Kardinal *Innitzer* Ruf von 1933 nach dem «Geist dieser echten deutschen christlichen Brüderlichkeit» trotz aller Unterschiede der Umstände gewiß seine Tauschbarkeit von 1938 vor. Die Orientierung am großdeutschen Ideal mußte gewiß nicht notwendig in diese Folgen führen. Aber so, wie 1933 dieses politische Ideal mit dem Fehlen katholischer Fundamentalkritik am Dritten Reich verbunden war, muß man schon hier die strukturelle Gefahr einer politisch-ethischen Wehrlosigkeit bei vielen Katholiken feststellen, um so mehr als gleichzeitig der Katholikentag zum Forum ständestaatlicher, antidemokratischer Programmatik wurde. Doch bevor wir diesen höchst wichtigen Aspekt ins Auge fassen, ist noch auf ein anderes hinzuweisen: Die Orientierung der meisten österreichischen Katholiken an der Einheit und Führungsaufgabe des deutschen Volkes behinderte – damals gewissermaßen unbemerkt und nicht kritisiert – die zeitgemäße Weiterentwicklung der Traditionen übernationalen Zusammenlebens, an denen es ja von Haus aus nicht gefehlt

hatte. Für eine historische Gewissenserforschung ist gerade die Beachtung solcher nicht zum Zuge gekommener Ansätze und Traditionen von besonderem Gewicht.

Wirkungen eines militärischen Kirchenbildes

Was nun die *ständestaatliche* Programmatik und damit die Abkehr von der demokratischen Verfassungsordnung Österreichs angeht, so setze ich als bekannt voraus, wie Bundeskanzler Dollfuß in einer Ansprache auf dem Trabrennplatz den Katholikentag als Forum für die Erläuterung der diesbezüglichen Politik benutzte. Dollfuß hat auch bereits die Eröffnung des Katholikentages benutzt, um in direkter Weise die eigene, autoritäre Staatsentwicklung aus der Enzyklika Pius XI. «*Quadragesimo anno*» abzuleiten: «Wir haben den Ehrgeiz, das erste Land zu sein, das dem Ruf dieser herrlichen Enzyklika im Staatsleben Folge leistet.» Dann folgte in einer Kundgebung auf dem Trabrennplatz, die offiziell keine Veranstaltung des Katholikentages war, die programmatische Erklärung des Bundeskanzlers: Programmiert wird «der soziale, christliche, deutsche Staat Österreich auf ständischer Grundlage, unter starker autoritärer Führung.»

Diese Dollfuß-Linie war in den führenden Kreisen des Katholikentages nicht unbestritten. Es gab durchaus innere Kontraste. Aber was für unsere Fragestellung wichtiger ist – auch wichtiger als die stets prekäre Frage nach der je individuellen Zuweisung von Schuld und Irrtum –, das bleibt die objektive Gesamtbewertung der politisch-ideologischen Tendenzen, die der Katholikentag zeigte. Und hier ergibt sich allerdings von heute her gesehen ein besorgniserregendes Fazit: großdeutscher Nationalismus, katholischer Totalitätsanspruch auf Kosten der Freiheit Andersdenkender, autoritärer Umbau von Staat und Gesellschaft unter Bezug auf päpstliche Lehrschreiben – das greift alles gefährlich und ohne sichtbare Alternativen oder Kritik,

Aktuelle Schlußfolgerungen in vier Bereichen

Im Zusammenhang dieser kritischen Überlegungen zur Vergangenheit lassen sich zu vier Themenbereichen aktuelle Folgerungen ziehen.

► *Ökumene*: Bezeichnend für ein älteres Ökumenismus-Verständnis, um dessen Überwindung seit längerem gerungen wird, war auf dem Katholikentag 1933 das Referat von Pater Georg Bichlmair «Von der Glaubensspaltung zur Glaubenseinheit». Der Ton war auf Versöhnung und Liebe eingestellt, aber im entscheidenden Punkt blieb es damals bei der katholischen Einladung zur Konversion: «Brüder und Schwestern, denkt einmal ernstlich nach: muß denn die Trennung wirklich sein? ... Die Pforten unserer Gotteshäuser stehen euch weit offen, noch weiter die katholischen Herzen.» Demgegenüber ist seither durch das Zweite Vatikanische Konzil und durch viele Initiativen in Österreich insgesamt ein neues Klima der ökumenischen Partnerschaft und der Zusammenarbeit der Kirchen entstanden.

Auf dieser Arbeitstagung werden im Kontext aller christlichen Kirchen in Österreich vor allem die katholisch-evangelischen Beziehungen behandelt. Der geschichtliche Hintergrund – gegenreformatorische Zwangskatholisierung – ist für die meisten Diözesen sehr ähnlich (Ausnahme: die früher ungarischen Gebiete des Burgenlandes). Für das weitere engagierte Handeln in den einzelnen Diözesen gemäß dem Zweiten Vatikanum liegen zahlreiche Anregungen vor: Wie könnte den Katholiken die «Christlichkeit» und «Kirchlichkeit» der evangelischen Kirchen mehr bewußt werden? Wo liegen in der Art und Weise der Formulierungen des katholischen Glaubens Hindernisse für den Dialog mit unseren evangelischen Brüdern und Schwestern? Wie könnte das gegenseitige Vertrauen gefördert und die Angst, im Umgang miteinander die eigene Identität zu verlieren, abgebaut werden?

► Das Thema der *Volksgruppen* und der Förderung ihrer Anliegen liegt in Österreich besonders nahe. Wir haben hier in Kärnten eine beträchtliche slowenische Volksgruppe, im Bur-

oder Korrekturansätze ineinander.

Von den heute in der Kirche im Verständnis der Botschaft Jesu Christi erreichten bzw. wiederentdeckten Positionen her wird die Bewertung noch kritischer, wenn wir ein Drittes wenigstens andeutungsweise dazunehmen: die damaligen Beiträge zu einer militärischen Deformation des Kirchenbildes. Dieser Faktor damaliger Fehlorientierung kann gar nicht ernst genug genommen werden, gerade wenn es uns heute um die Wege vom Gegeneinander zum Miteinander, um die christliche Motivation menschlicher Solidarität in allen Bereichen geht.

Um das sehr tief reichende Problem der damaligen und längerfristigen Deformation des Kirchenbildes (mit seinen direkten und indirekten Folgen für die Praxis in Kirche und Staat) wenigstens mit einem Beispiel zu illustrieren, sei aus dem damaligen Referat eines früheren Privatsekretärs von Dollfuß und späteren Domkapitulars Dr. Rudolf Blüml über «Wesen und Aufbau der Katholischen Aktion» zitiert: Der lebendige Gläubige «sieht aber auch, wie dieses Gottesreich in beständigem und unerbittlichem Kampfe in einem bis ans Ende der Zeiten dauernden Weltkriege gegen das Teufelsreich steht, und er reiht sich freudig ein in die *acies ordinata* der *militia Christi*, folgt begeistert, ob nun als Offizier (als Priester) oder als Mann der Doppelreihe (als Laie), dem Kommandorufe des Generalissimus der göttlichen Armee: Hinein in die himmlisch-vaterländische Front, die den Einbruch der satanischen Weltarmee ins Reich Gottes abwehren will!» usw.

Wir können hier nicht im einzelnen analysieren, was da an falschverstandenen Augustinus, an Weltkriegs- und Frontsoldatenerlebnissen, an faschistoiden Schlagkrafts-Argumenten zusammenströmte. Festzuhalten bleibt, daß mit dieser militärischen Deformation des Kirchenbildes weit über alle einzelnen sprachlichen Entgleisungen hinaus eine beklemmende Engführung katholischen Denkens, Fühlens und Handelns verbunden war: eine Frontbildideologie des Gegeneinanders und damit so ziemlich das Gegenteil unseres heutigen Wollens, das vom Evangelium her auf das Miteinander der Menschen zielt.

genland die Ungarn und Kroaten, in Wien die Tschechen. Die Katholiken können in diesem Aufgabenbereich an eine lebendige Kontinuität des Eintretens für die Rechte und Lebensformen der Volksgruppen anknüpfen. Gerade hier in Kärnten hat die Synode der Diözese Gurk-Klagenfurt 1972 vorbildliche Grundsätze erarbeitet, und viele katholische Laien und Geistliche haben sich gegen mannigfache Widerstände für die Realisierung dieser Grundsätze eingesetzt.

Bei aller Betonung dieser Erfolge ist nicht zu übersehen, daß die tatsächlichen Ergebnisse im Bereich der Volksgruppen weder in Kärnten noch im Burgenland, noch anderswo Anlaß zur Selbstzufriedenheit geben. Es geht meist nicht mehr um politisch-ideologische Großkonflikte, wo eine idiotische Herrenvolk-Idee so unendlichen Unheil angerichtet hat oder wo – wie in Kärnten – zeitweilige Bestrebungen zur Abtrennung eines Stückes österreichischer Heimat Angst und Unsicherheit verbreiteten. Es geht heute meist um Probleme und Konflikte im kleineren Rahmen, wo Schlacken und Reste jener älteren Großkonflikte sich mit neuen Spannungen kultureller, kommunaler und auch sozio-ökonomischer Art verbinden. Für all diese Aufgaben braucht es stets beides: die Mühe genauer, realistischer Analyse der Sachlage (und auch ihrer so enorm wichtigen *subjektiven* Faktoren) und den unermüdlchen Einsatz christlicher Versöhnungsarbeit. Mit gutem Grund wurde an den Anfang des Vorbereitungspapiers zur Volksgruppenarbeit dieser Tagung ein Motto von Kardinal Wyszyński zum Thema der Vergebung gestellt: «Ohne Vergebung wäre die Welt eine Hölle ohne Ausgange».

► *Die Fremden*: Wie bedenklich heute das Ansteigen der Fremdenfeindlichkeit im Zuge der wirtschaftlichen Rezession auch in Österreich geworden ist, muß immer wieder betont werden. Wir finden Aufkleber an den Mauern, wo die alten Parolen «Rette dein Volk – Ausländer raus!» jetzt mit den Jahreszahlen 1683–1983 garniert sind. Das bedeutet einen gemeinen Mißbrauch der Erinnerung an das Türkenjahr. Die Fremden begegnen uns heute in vielerlei Gestalt: als Gastarbeiter, als

Flüchtlinge, als ausländische Studenten, auch als Mitarbeiter der internationalen Organisationen auf österreichischem Boden. Die Sorge für die Fremden gehört zu den ursprünglichsten Anliegen der christlichen Caritas und hat in der Welt von heute nichts von ihrer Vordringlichkeit verloren. Daß diese Aufgaben heute gerade in Österreich wieder besonders aktuell geworden sind, hat verschiedene Gründe. Auf der einen Seite ist – über die zunehmende Mobilität der Bevölkerung hinaus – das Flüchtlingsproblem durch das Andauern, ja die Zunahme politischer Gewalt und wirtschaftlicher Not in vielen Teilen der Welt zu einer gigantischen Herausforderung geworden. Das gilt besonders für Österreich als Grenzland zu den Ostblockstaaten; die letzte große Flüchtlingswelle aus Polen hat uns zuerst erreicht und auf die Probe gestellt. Andererseits neigen wir alle als miterlebende Zeitgenossen immer neuer Wellen von Fremdenelend zu Resignation und Abstumpfung; wir tendieren allzumal dazu, die fällige Hilfe als eine Sache der «amtlichen Stellen» des Staates und der Kirche zu betrachten und uns – bestenfalls – durch einen Zahlschein von unserer personalen Verantwortung freizukaufen. Demgegenüber ist die *personale* Begegnung und Hilfe das Herzstück des christlichen Auftrages. Immer neu stellt sich die Aufgabe, die Möglichkeiten moderner Hilfsorganisation mit unorganisierbarer Spontaneität zu verbinden.

► *Die Kirche und die politischen Lager:* Ein wichtiger Anknüpfungspunkt ist für diesen Bereich im kritischen Rückblick auf den Katholikentag 1933 gegeben. Die von Dollfuß damals proklamierte Einheit von katholischer Kirche und Staat erwies sich nicht nur als ein irrealer Anachronismus, sondern vor allem als ein Unterdrückungssystem, das die Mitarbeit der Linkskräfte ausschloß und zeitweilig in den Bürgerkrieg führte. 1952 hat dann der erste österreichische Katholikentag der Nachkriegszeit die neue Direktive «eine freie Kirche in einem freien Staat» gegeben. Doch nicht bei der seither so oft zitierten Distanz der Kirche zu den politischen Kräften sollten wir stehen bleiben. Der Wandel sollte – so meinen wir – weitergehen. Über vergangene Vorbelastungen und Verwundungen hinweg richtet sich die Hoffnung auf einen weiteren Abbau des Trennenden und ein Zusammengehen komplementärer Kräfte von liberaler, nationaler und sozialistischer Seite im Interesse der politischen Kultur unseres Landes. Die Gefahr, daß sich Emotionen und Vorurteile aus der Vergangenheit wieder mobilisieren lassen, ist nachweislich keineswegs gebannt. Und die Politik hat in unserem Lande, weiß Gott, Bedarf an echtem Idealismus, der – ohne das Aufgeben eigener Grundsätze – im Ringen um die Lösung so vieler gemeinsamer Probleme ein neues Miteinander schaffen und durchtragen kann.

Heinrich Lutz, Wien

ÖKOLOGIE UND POLITIK IN FRANKREICH

Interview mit Brice Lalonde

Ins politische Bewußtsein einer breiteren französischen Öffentlichkeit trat der Begriff «Ökologie» im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen 1974. Es geschah dies anlässlich der Unterstützung der Kandidatur René Dumonts durch Brice Lalonde. Dieser 1946 geborene Journalist, Schriftsteller und Zeichner – er hat Altphilologie, Geschichte und Archäologie studiert und ist Mitglied der Gruppe *Amis de la Terre* – war dann selber Kandidat bei den Präsidentschaftswahlen 1981. Die Mehrheit der Ökologen aller Richtungen hatte ihn zu ihrem Repräsentanten erkoren; somit kann Brice Lalonde zu Recht als eine Art «leader» dieser Bewegung angesehen werden. Das folgende Interview, zu dem Micheline Mazeau, Pädagogin und Philosophin, für uns die Fragen stellte, wurde am 19. Januar geführt. Seither haben Frankreichs «Grüne» bzw. «Écologistes» bei den *Gemeindewahlen* in 60 Gemeinden Abgeordnete (insgesamt 245 Gewählte) erhalten. Innerhalb der Wählerschaft machten sie landesweit 5,40 Prozent, in den Großstädten 4 Prozent, in Paris 4,32 Prozent und in den «Banlieues» (Vorstädte und Agglomerationsgemeinden) 8 Prozent aus. In der Provinz gab es da und dort Spitzenresultate von 10 Prozent und mehr, insbesondere an «heißen» Stellen, wie z. B. Cherbourg mit 10,04 Prozent. Das beste Resultat mit 24,22 Prozent wurde in Roquebrune-Cap-Martin (Dép. Alpes-Maritimes) erreicht. Dabei kennt das geltende Wahlgesetz keinen wirklichen Proporz, so daß die «kleinen Listen» extrem benachteiligt sind. Ferner hatten die «Grünen» diesmal – im Vergleich zu 1977, wo sie besser abschnitten – zumal in den großen Städten unter einer verstärkten Politisierung und Polarisierung (zwischen links und rechts) zu leiden. (Red.)

M. Mazeau (M): Brice Lalonde, wenn man Sie um eine kurze Charakterisierung der Ökologie bitten würde: Wie würden Sie sie definieren?

B. Lalonde (L): Zunächst gibt es eine historische Definition, dann aber auch Definitionen, die kein Zeitmoment miteinschließen. Die einfachste historische Definition wäre: Die Ökologie ist das Bemühen, eine nach-industrielle Gesellschaft zu schaffen, – vorausgesetzt, daß die Menschheit bisher in bestimmten Gegenden drei große entwicklungsgeschichtliche Etappen kannte: Die Vorgeschichte mit Jägern und Sammlern, die bäuerliche und die industrielle Gesellschaft. Die Diagnose der Ökologen läuft darauf hinaus, daß die industrielle Gesellschaft in Auflösung begriffen ist. Es muß etwas Neues gefunden werden, und es ist die Ökologie, die diese dritte Welle – ein Ausdruck von *Alvin Tofflers* – ankündigt und vorbereitet, die-

ses vierte Stadium der menschlichen Zivilisation: Ein sehr ehrgeiziges Vorhaben.

Untersuchen wir nun die «zeitlosen» Definitionen: Drei Stoßrichtungen verbinden sich innerhalb der Ökologie:

► Erstens eine neue Moral, neue Werte, neue Lebensformen und Lebensstile, die wir alle kennen. Dieser Aspekt der Ökologie ist der weitaus populärste und hat am schnellsten Verbreitung gefunden. Er besteht aus post-materialistischen Wertvorstellungen, verbunden mit einem Verständnis von Glück, das sich nicht einzig und allein auf den Besitz von Waren oder Objekten stützt, sondern den Schwerpunkt auf das Immaterielle legt, das eher aus den menschlichen Beziehungen und aus der bewußten Einfachheit hervorgeht als aus dem Besitz, und gegenüber dem Begriff des linearen Fortschritts skeptisch ist.

Hier handelt es sich um eine Reaktion gegenüber der sogenannten Konsumgesellschaft und eine Vorbereitung auf die früher oder später unvermeidlichen «mageren Jahre». Gleichzeitig ist ein Verhalten mitgemeint, das man gern und leicht mit etwas Spott begleitet, und das von der Werbung ausgeschlachtet wird, nämlich die Sorge um richtige Körperpflege, gesunde Ernährung, alles, was mit Sorge und Maß und Selbstbestimmung zu tun hat, das Sich-Selbst-Kennenlernen, Sich-Gesunderhalten, Do it yourself usw.

► Die zweite Definition basiert auf einer Deutung der Welt und besonders auf einer Theorie. Die Ökologie ist, in der genauesten Definition, eine wissenschaftliche Disziplin, eine Form der Naturerkenntnis. Statt die Natur unter dem Mikroskop zu beobachten, betrachtet man sie nach einem Ausdruck von *de Rosnay* unter dem Makroskop und bestimmt dabei die Ökosysteme. Die Natur ist zum Ökosystem geworden, und die Ökologie ist das Studium der Beziehungen der Lebewesen untereinander und mit ihren verschiedenen Lebensmilieus. Es handelt sich um eine synthetische Disziplin, während die meisten anderen sich immer mehr spezialisieren. Die Wissenschaftler wissen ja immer mehr über immer weniger. Hier hingegen werden Beziehungen untersucht.

Theorie und Methoden der Ökologie werden in anderen Disziplinen benutzt: Man hat das «Systemismus» genannt, der ver-

sucht, komplexe Systeme zu verstehen und daraus Untersuchungsgesetze oder -methoden abzuleiten. Diese Bemühungen und diese Erneuerungsbewegung, die sich in einer neuen Epistemologie umsetzen, deren Feld zum Beispiel Leute wie *Edgar Morin* erkunden, haben auch sehr bedeutsame politische Konsequenzen. Sie bedeuten einen Bruch mit einer determinierten, geordneten, linearen Welt. Die ökologische Bewegung geht sogar von einer neuen Logik aus, der Logik des Paradoxen: Statt Beziehungen vom Typ «A oder B», wo eines das andere ausschließt (die Guten oder die Bösen, die Rechte oder die Linke), haben wir eine paradoxe Welt vor uns, in der die Guten zugleich auch böse sind usw. ..., was auch wichtige politische Konsequenzen hat, denn wenn die Dinge paradox sind, können Lösungen nicht simplistisch sein.

► Schließlich eine letzte Definition: Ökologie ist eine soziale Bewegung, ein neuer Aktionsträger. Ist er eine Randerscheinung? Oder ist er dazu bestimmt, ein Hauptakteur innerhalb unserer Gesellschaft zu werden? Die Ökologen sind in dieser Frage gespalten. Einige sehen in diesem Akteur den zukünftigen Rivalen der Technokratie, der modernen Macht innerhalb unserer Gesellschaft. Die Technokraten reagieren, indem sie das Wissen an sich reißen. In Frankreich sind sie als Absolventen der «Grandes Écoles» und Mitglieder der administrativen und wissenschaftlichen Institutionen leicht auszumachen. Sie interessieren sich weniger für Geld als für Macht, für das Funktionieren der «sozialen Maschinerie», die großen «rationalen» Projekte usw. Angesichts dieser neuen Macht bilden sich Gegen-Mächte, darunter die ökologische Bewegung.

Die neue Moral und die Logik der Politik

M: Die Ökologie ist also eine Moral, aber ist sie eine Moral, die in die Politik einmündet?

L: Ich habe bewußt unterschieden zwischen der moralischen, der sozialen und politischen sowie der wissenschaftlichen Stoßrichtung. Ich glaube, daß sie unterschiedliche Entwicklungsräume und -zeiten haben. Eigentlich müßten die Ökologen in einem einzigen Zug sowohl enthusiastische Anhänger der Moral, rigorose Vertreter der Theorie und Weltdeutung sowie hervorragende Politiker sein. Das alles müßte beisammen sein. Tatsächlich ist es aber nicht unbedingt so. Mit diesem Vorbehalt läßt sich sagen, daß die ökologische Moral sich gewiß auch in sozialen Verhaltensweisen fortsetzt. Eine neue Moral muß eine Gesellschaft verändern. Einer der wichtigsten Aspekte der ökologischen, wie zweifelsohne auch jeder anderen Moral ist es, bewußt zu machen, daß jeder seinen Teil an Verantwortung für das zu tragen hat, was in der Welt passiert. So etwa, daß wir alle verantwortlich sind für die Unterentwicklung, für das Wettrüsten, für die Zerstörung der Natur, für die Zukunft. Das Eingreifen in die Verhältnisse ist indes nicht notwendigerweise gekoppelt mit dem politischen Ritual. Hierüber gibt es unter Ökologen Diskussionen.

▷ Die *einen* sagen: «Was zählt, ist, die Gesellschaft durch beispielhafte Zeichen zu verändern, ist die Weigerung, sich in die politischen Rituale – man verliert in ihnen die Seele – hineinzubegeben, ist die Verweigerung von Machtausübung, denn Macht korrumpiert notwendigerweise. Wir müssen die Dinge auf unserer Ebene ändern, dort, wo wir uns gerade befinden, in der Familie, im Beruf, allmählich, durch Ausstrahlung, durch Ansteckung. Nach und nach werden wir den großen Staaten, den Multis, dem militärisch-industriellen Komplex einen Teil ihrer Macht entreißen, durch die simple Tatsache, daß wir unsere eigene Macht im täglichen Leben wahrnehmen.»

▷ Die *anderen* entgegnen: «Nein, keinesfalls, das ist zu naiv. Wir müssen ganz im Gegenteil Verantwortung übernehmen, in die Politik einsteigen, nicht nur, um unsere Ideen zu verbreiten, sondern auch, um politische Macht auszuüben, in einer unseren Vorstellungen gemäßen Form.»

▷ Nach *meiner* Ansicht kommen aber von dem Augenblick an, da man sich auf diesen Weg begibt, nach und nach gewiß die ganzen politischen Zwänge auf einen zu bis zu dem Punkt, wo sie die Moral aufwiegen. Diese Zwänge führen nämlich, selbst wenn sie von morali-

schen Vorstellungen beeinflusst sind, notwendigerweise zu Kompromissen in allen anderen moralischen Bereichen. Eine andere Logik, eine Logik der Politik und des Politikers, der dem Augenblick verpflichtet ist, gewiß nicht ohne Perspektive, aber in der Auseinandersetzung mit Gegnern, die keineswegs mit ihnen einverstanden sind.

Das Programm

M: Brice Lalonde, können Sie kurz die Programmpunkte der politischen Ökologie in Frankreich nennen?

L: Während des Präsidentschaftswahlkampfes haben wir versucht, die Gesamtheit der ökologischen Vorstellungen in 5 Themenbereiche zusammenzufassen:

► Der erste Schwerpunkt betraf vor allem die Natur, die Gesundheit. Unser Slogan war: *Das Leben schützen*. Das ist der bekannteste Aspekt der Ökologie. Ich führe ihn nicht näher aus. Doch gibt es innerhalb der Gesundheitspolitik ein faszinierendes Moment, die seelische Gesundheit. Sie wird in bestimmten Ländern zu einem bedeutenden Problem der öffentlichen Gesundheitsfürsorge, da bedeutende Summen erforderlich sind. Das INSERM (Institut National de la Santé et de la Recherche Médicale) stellte schon fest, daß in Frankreich höchste Priorität nicht mehr der Entwicklung neuer Forschungsreihen zur Chemotherapie zukomme; denn diese neuen Medikamente könnten keinen wesentlichen Fortschritt mehr bringen, weil man aller Wahrscheinlichkeit nach keine neuen Erkenntnisse zu erwarten habe. Das Wichtigste seien jetzt die Präventivmedizin, die Lebensweise und die seelische Gesundheit. Die Zahlen waren erschreckend: Sie besagten, daß im Durchschnitt jeder Franzose wenigstens einmal in seinem Leben eine leichte psychiatrische Hilfe nötig hat. Mit andern Worten: Die Gesellschaft macht uns verrückt. Wir werden immer mehr gereizt, mit unverständlichen Informationen übersättigt, die Welt hat keinen Sinn mehr, wir haben affektive Probleme. Die seelische Gesundheit ist somit in erster Linie ein ökologisches Problem.

► Der zweite Punkt des Programms war der interessanteste, denn es ging um die Gesellschaft, um die Existenz einer autonomen menschlichen Gesellschaft. Wir hatten Schwierigkeiten, für dieses Kapitel ein geeignetes Motiv zu finden, und haben uns schließlich für *Die Einsamkeit brechen* entschieden, was vielleicht das Problem nicht genau traf. Es galt aber ganz einfach, eine Antwort auf die Beobachtung zu finden, daß die Leute vom Land wegziehen, wie in anderen Ländern auch, aber gegenüber anderen Industrienationen mit Verspätung, und daß infolgedessen die Menschen, die vorher in dörflichen oder familiären Gemeinschaften eingebettet waren, sich in den städtischen Randgebieten völlig allein fanden. Die Betriebe selbst bieten mehr und mehr höchstens einen Ersatz für menschliche Beziehungen, und oft sehr mageren Ersatz. Da es aber immer weniger Arbeitsplätze gibt, wird auch dieser letzte Ort der Vergesellschaftung verschwinden, und wir werden namenlose Nummern sein, einsam vor unseren Fernsehgeräten sitzend. Zum letzten eine sehr schwerwiegende Frage, da es keine Gesellschaft mehr geben wird, und wir neue Formen von Gemeinschaft schaffen müssen, direkte und nicht anderweitig vermittelte menschliche Beziehungen: Es sind die gemeinschaftlichen, familiären, nachbarschaftlichen, also auf ein bescheideneres Maß zugeschnittenen Beziehungen, die einer Grundgegebenheit der menschlichen Natur entsprechen, einer Grundgegebenheit, der gemäß die Menschen Millionen von Jahren in Gruppen von höchstens 50 Personen zusammengelebt haben.

► Dritter Programmpunkt: Wirtschaft. Wir haben ihn überschrieben mit *Die Ökonomie domestizieren*, was ganz einfach heißt, sie sowohl beherrschen, verstehen, als auch, «ins Haus zurückzuführen» (domestizieren bedeutet ja: in das Haus führen). Wir meinen damit, man muß zu einer vollkommen neuen Sicht der Ökonomie unter ökologischen Gesichtspunkten gelangen; vereinfacht gesagt: Man muß in die ökonomische Buchführung den Faktor Natur einfügen, das *Kostenlose*, die nicht vergütete Arbeit, nämlich die *Lebenszeit* jedes einzelnen,

das, was er gibt, und nicht nur das als Produktion bezeichnen, was verkauft oder für einen Markt produziert wird, was also heteronom ist. Auch das *Autonome* muß gezählt werden. Unsere Argumentation ist folgende:

▷ Wir befinden uns am Ende der Periode des Wachstums, wie man es nach dem Zweiten Weltkrieg kannte, und das ist in gewisser Weise sehr gut, denn wie wir sahen, kann man bei der alleinigen Berücksichtigung der Produktion manchmal leicht vergessen, was gleichzeitig dabei zerstört wird. Und es gibt auch kein wirkliches Wachstum. Sehr häufig geschieht dies Wachstum auf Kosten der Natur, der Umwelt, oder ist verbunden mit Frustrationen, die letzten Endes den Erfolg nicht als sehr überzeugend erscheinen lassen.

▷ Die neuen Techniken schaffen keine Arbeitsplätze oder doch nur wenige, man kann also beim Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, die zu einem der Hauptprobleme unserer Gesellschaft zu werden droht, nicht mehr auf die Schaffung von Arbeitsplätzen oder das Wachstum zählen. Besser wird sein, die Arbeitslosigkeit oder die Arbeitsplätze zu teilen, was gleichzeitig bedeutet, auch die unbezahlte Arbeit, die Arbeit im Haus, die aus eigenem Antrieb geleistete Arbeit, zu teilen. Unter diesen Bedingungen kann aber die Kaufkraft nicht wachsen, sie stagniert oder nimmt ab: Das ist der Preis für dieses Teilen. Man kann aber vielleicht die verminderte Kaufkraft durch das Wachsen dessen ausgleichen, was wir *Mächtigkeit des Lebens* nennen. «Mächtigkeit des Lebens» ist zu einem Schlüsselbegriff der Ökologen während des Präsidentschaftswahlkampfes geworden. Dahinter steht zunächst der Gedanke, daß man nicht alles bezahlen, nicht alles kaufen kann, sondern daß es auch ein Wachstum dessen geben muß, was man selbst macht. Das ist nicht nur eine Verneinung vor alten Sachen, wie zum Beispiel vor dem Holzherd, denn auch der technische Fortschritt kann zur Eigenproduktion und Autonomie führen, und dies in beträchtlichem Ausmaß! Man denke an die Solarzellen auf dem eigenen Hausdach, aber auch an die Elektronik, an die freie Wahl der Arbeitszeit; hier liegt ein äußerst weites Feld für ökonomische Überlegungen, für Aktionen, für Vorschläge, für Versuche, für technische Neuerungen vor uns ...

► Vierter Punkt des Programms: die *Demokratie*. In Frankreich ist ein solcher Programmpunkt wegen der Zentralisierung und der Technokratie nicht überflüssig. Der ganze demokratische Apparat ist veraltet. Die repräsentative Demokratie mit all ihren mehr oder weniger liberalen Vorgehensweisen entstand zu einer Zeit, in der die Menschen nicht die heutigen Kommunikationsmittel und Informationsmöglichkeiten zu ihrer Verfügung hatten, in der sie nicht so lange wie heute zur Schule gingen, in der sie nicht so viel freie Zeit oder Möglichkeit zur freien Zeiteinteilung hatten wie heute. Die Folge ist eine sehr große Frustration, denn der Wunsch zur Partizipation wird in der Bevölkerung immer größer. Dieser Wunsch nach Teilhabe wird aber durch die Mechanismen der repräsentativen Demokratie blockiert. Wir brauchen demnach Elemente der direkten Demokratie, wie das Referendum nach Schweizer Muster. Vielleicht muß man in diesem Zusammenhang auch noch eine grundlegendere Gegebenheit unserer heutigen Gesellschaft bedenken, daß nämlich 30–40% des wirtschaftlichen Mehrwertes von der Information im allgemeinsten Wortsinn herkommt (Produktion von Informationen, Bearbeitung dieser Informationen und Produktion des zur Herstellung und Verbreitung dieser Informationen notwendigen Materials). Die Information wird vielleicht zum entscheidenden Risiko für unsere moderne Demokratie. Unter diesen Bedingungen muß man vielleicht eine «*dritte Generation*» von *Rechten und Pflichten* des Bürgers ins Auge fassen. In der ersten Generation kamen die bürgerlichen Freiheiten zum Durchbruch (Freiheit der Ortswahl, Vereinsfreiheit, Stimmrecht). In der zweiten Generation verschafften sich die sozialen Rechte Geltung (Recht auf Einkommen, Solidarität und Arbeit). In der dritten Generation ginge es um das Recht, sich über alles, was geschieht, zu informieren und die anderen informieren zu dürfen, um das Recht auf Teilhabe, auf Kommunikation, um das Recht auf wissenschaftliches Eigentum, um das Recht von Vereinigungen, um Medienrechte und so weiter ... Diese neuen Rechte, die mit entsprechenden Pflichten einhergehen, sind momentan nur Gegenstand einiger bescheidener Gesetze in den Industrieländern:

«Information und Freiheit», Gesetz über ökologische Konflikte, Recht des Bürgers, über sie betreffende administrative Entscheidungen informiert zu werden, Recht des Zugangs zu Verwaltungsunterlagen. All das sind Gesetze neueren Datums, die sich noch in der Experimentierphase befinden. Es handelt sich also kurz gesagt um eine ganze Reihe von Mitteln zur Demokratisierung und zur Ermöglichung von Teilhabe, die ganz offensichtlich in Frankreich um so dringlicher sind, als die Bürger bei einer bestimmten Zahl von Programmen wie zum Beispiel bei der Nuklearenergie, nicht allzu viele Handlungsmöglichkeiten haben, während sie diesbezüglich in den USA oder in der Bundesrepublik Deutschland über mehr Möglichkeiten verfügen. So erlaubt es auch das Wahlrecht in Deutschland den Grünen, wenn sie 5% der Stimmen erreichen, in den Parlamenten vertreten zu sein. In Frankreich nicht! Dieses Kapitel über Demokratie gewinnt demnach für die einzelnen Länder eine recht unterschiedliche Schärfe.

► Letzter Punkt: die *internationalen Beziehungen*. Ich glaube, die ökologische Bewegung zeigt immer deutlicher, daß die Nationen, die Nationalstaaten nicht mehr die einzig zuständigen Gemeinschaften darstellen, eher im Gegenteil! Es besteht hier sowohl ein Wille zu mehr lokaler als auch zu mehr internationaler Gemeinschaft. Der Staat wird in die Zange genommen, und wenn eine ökonomische Wiedergeburt oder Wiedergeburt möglich sein sollte, so kann es sich nur um eine internationale Wiedergeburt handeln. Die im Bezug auf Geld oder Wissen und Know-how reichen Länder müssen dazu beitragen, den Bedarf zu decken, und dieser ist in der Dritten Welt konzentriert. Im internationalen Bereich gibt es also drei große Prioritäten für die Ökologen: a) Europa. Ich führe das nicht weiter aus: Es ist gewiß, daß nur die europäische Gemeinschaft den aktuellen Problemen gewachsen sein kann. b) Die Abrüstung. Auch hier ist das Wichtigste evident. Es ist unglaublich, wieviel Geld für Bewaffnung ausgegeben wird, und daß wir die Möglichkeit haben, uns 5 oder 6 oder 100 oder 1000 Male zu töten. Aber eine einseitige und sofortige Abrüstung eines einzelnen Landes, das von lauter in der gegenteiligen Richtung operierenden Ländern umgeben ist, bleibt unvorstellbar. c) Die Dritte Welt, ein seit der Präsidentschaftskampagne von *René Dumont* im Jahre 1974 bei uns sehr bekanntes Thema. Wir betonen weiter die Notwendigkeit, in unserem Land ein Ende mit der Verschwendung zu machen, wir betonen die Menschenrechte für die Dritte Welt und legen Wert auf eine Neugestaltung der weltweiten Handelsbeziehungen.

Überbevölkerung und atomare Gefahr

M: Brice Lalonde, die erste Enzyklika von Johannes Paul II. (*Redemptor hominis*) zählt Besorgnisse auf, die tatsächlich mit denen der Ökologen zu konvergieren scheinen, nämlich den Hunger in der Welt, die Probleme einer ausufernden Militarisierung. Der Papst spricht auch von der Notwendigkeit, lieber mehr zu sein als mehr zu haben. Wie denken Sie darüber?

L: In der Tat treffen sich diese Besorgnisse vollkommen mit denen der Ökologen, wie übrigens auch die Ermahnungen des französischen Episkopats, die Arbeit zu teilen, um die Arbeitslosigkeit zu reduzieren, ein Vorschlag, den nur die Ökologen machen, und dies schon seit geraumer Zeit. Die «*Amis de la Terre*» haben im übrigen den Bischöfen Frankreichs geschrieben und ihnen den Vorschlag gemacht, gemeinsam an diesem Thema zu arbeiten.

M: Noch ein Problem: Ist die Überbevölkerung nicht eine der großen Gefahren unserer Epoche?

L: Die Demographie liefert zweifelsohne eine der wesentlichen Koordinaten der Menschheit. Einige Länder entwickeln sich derart, daß man noch nicht sieht, auf welche Ressourcen zurückgegriffen werden könnte, um ihre Bevölkerung zu ernähren. Außerdem haben eine rasante demographische Entwicklung und Überbevölkerung immer auch wichtige politische

Auswirkungen. Sie sind insbesondere für die Demokratie gefährlich. Studenten der Wirtschaftswissenschaften kennen die Einkommenskurve einer Bevölkerung in Funktion zu ihrer Größe. Nach Erreichen eines Optimums nimmt das Volkseinkommen dann sehr schnell ab, so daß bald eine Art von Fürst notwendig wird, der den Mangel verwaltet und die Güter verteilt. Dieser Fürst hat seinerseits ein Interesse daran, einen bestimmten Grad an Überbevölkerung zu erhalten, um seine Existenz zu rechtfertigen und zu sichern. Auf der anderen Seite sind diese großen Menschenmassen eine ständige Gefahr. Sehen Sie sich nur das städtische Subproletariat von Teheran an, das Khomeiny an die Macht verhalf und ihn auch entmachten kann; oder nehmen Sie Mexiko-City und seine 10 Millionen Einwohner, im meistverschuldeten Land der Welt, im Land mit den meisten Arbeitslosen. Man darf das Demographische und sein Gewicht für die Geschichte nicht gering schätzen.

M: Brice Lalonde, wie steht's mit der Nuklearenergie in Frankreich? Ist nicht alles von Anfang an in die falsche Richtung gelaufen?

L: Ja, die Atomkraftwerke sind gebaut. Die Frage bleibt aber von extremer Bedeutung. Nuklearenergie, das ist zweierlei: Es handelt sich erstens um die nukleare Technik, die, wie auch andere Einrichtungen in Frankreich und in anderen Ländern, ein spezielles technologisches Risiko mit sich bringen, das heißt, daß sie schwerwiegendste Unfälle verursachen können, denen gegenüber die Gesellschaft machtlos ist. So ist es in Seveso, in Harrisburg und in Fixborough (Großbritannien) passiert, und es kann offensichtlich jederzeit wieder passieren. Die Nukleartechnik hat bei Unfällen ganz besondere Konsequenzen, die mit der Radioaktivität zusammenhängen. Es gibt aber zweitens noch einen heimtückischeren Aspekt, der mit der Tatsache zusammenhängt, daß die Atomenergie langsam eine künstliche Umwelt schafft, in der der Mensch sich nicht mehr seines Körpers bedienen kann, wenn er die Welt wahrnehmen will. Die Radioaktivität künstlicher Gebilde und insbesondere die Erhöhung der radioaktiven Strahlung in der Umwelt, während diese im natürlichen Zustand sehr viel weniger radioaktiv ist, und ebenso die Erhöhung der Belastung der Umwelt mit chemischen Stoffen, mit Molekülen, die für viele Lebenssysteme eine Bedrohung darstellen, all das trägt zur Schaffung einer Welt bei, die den Organismen der Lebewesen nicht angemessen ist. Das ist eine sehr besorgniserregende Entwicklung. Langsam werden wir die Welt nur noch in mittelbarer Form kennenler-



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 39,- / Halbjahr DM 22,- / Studenten DM 28,-

Österreich: öS 300,- / Halbjahr öS 170,- / Studenten öS 200,-

Übrige Länder: sFr. 33.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

Ferien – Urlaub – Reisen ...

Beste Wünsche und ein Tip: Unser Lesestoff ist auch Gesprächsstoff. Darum

... über ORIENTIERUNG sprechen

Verlangen Sie Probenummern zum Weiterreichen und vergessen Sie nicht: Auch mitten im Jahr läßt sich ORIENTIERUNG abonnieren und schenken!

Die nächste Ausgabe erscheint als erste Ferien-Doppelnummer (13/14) Ende Juli.

nen können. Wir werden, um zu wissen, ob wir unsere Hütten, das heißt unsere Städte, sorglos verlassen können, einen Geigerzähler brauchen und spezialisierten Beratungsstellen vertrauen müssen. Außerdem dürfen wir die Folgen der Kernenergie für die Verbreitung von atomaren Waffen nicht vergessen, ebensowenig auch den zunehmenden Einfluß einer Gruppe von Technikern und Gewerkschaftlern auf die Energieversorgung einer ganzen Gesellschaft und die Erpressungsversuche, die das zur Folge haben kann, die Zentralisierung und so weiter ... Das erscheint mir aber immer noch weniger schwerwiegend als der rein ökologische Gesichtspunkt.

M: Das Problem im Bereich der Kernenergie in Frankreich ist wohl *La Hague*?

L: La Hague ist einer der heikelsten Punkte der Kernenergiekette in Frankreich und gleichzeitig der heikelste Punkt in den Beziehungen der Ökologie zur sozialistischen Regierung. Diese Regierung hatte ja, bevor sie an die Macht kam, klipp und klar und Hunderte von Malen versprochen, dieses Werk werde nicht vergrößert und die Verträge bezüglich Anlieferung und Wiederaufbereitung ausländischer Abfälle würden aufgelöst. Die sozialistische Regierung hat aber genau das Gegenteil getan, und so hat sie das in sie gesetzte Vertrauen der Ökologen zerstört.

M: Brice Lalonde, kann man zusammenfassend sagen, daß die ökologische Bewegung im jetzigen Stadium ein Gesellschaftsprojekt, ein Programm für ein Minimum an Staat bietet, das aber so wichtige Fragen wie beispielsweise die nach der Arbeitslosigkeit nicht außer acht läßt?

L: Ja. Ich glaube, die Ökologen sind gerade dabei zu zeigen, daß sie sich für alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens interessieren. Ich habe insofern Angst um sie, als ihre Ideen unter Umständen aufgegriffen werden könnten, ohne daß man ihnen dafür dankt. Viele sagen doch: «Ökologie, ja! Ökologen, nein!» So etwa läuft's gegenwärtig innerhalb unserer Gesellschaft. Und wenn man mich kritisch fragt, ob ich nicht bloß Krisenmanagement treibe, so antworte ich: «Ja, sicher! Wenn die ökologische Bewegung nicht zur Stelle ist, um die Krise zu verwalten, wird es ja niemand jemals tun ...»

Übersetzung aus dem Französischen und deutsche Bearbeitung von Adelheid Müller-Lissner und Josef Bruhin.

Erratum

Auf Seite 127 der letzten Nummer ist durch ein Mißverständnis ein schwerwiegender Fehler unterlaufen. Nachfolger des Erzbischofs von *Madrid*, Kardinal Tarancón, ist nicht Don Elias Yanes (Erzbischof von Zaragoza), sondern Don *Angel Suquia Goicoechea*, bisher Erzbischof von *Santiago de Compostela*. Er ist 66 Jahre alt und, wie der Name verrät, gebürtiger Baske. Wir bitten um Entschuldigung. (Red.)